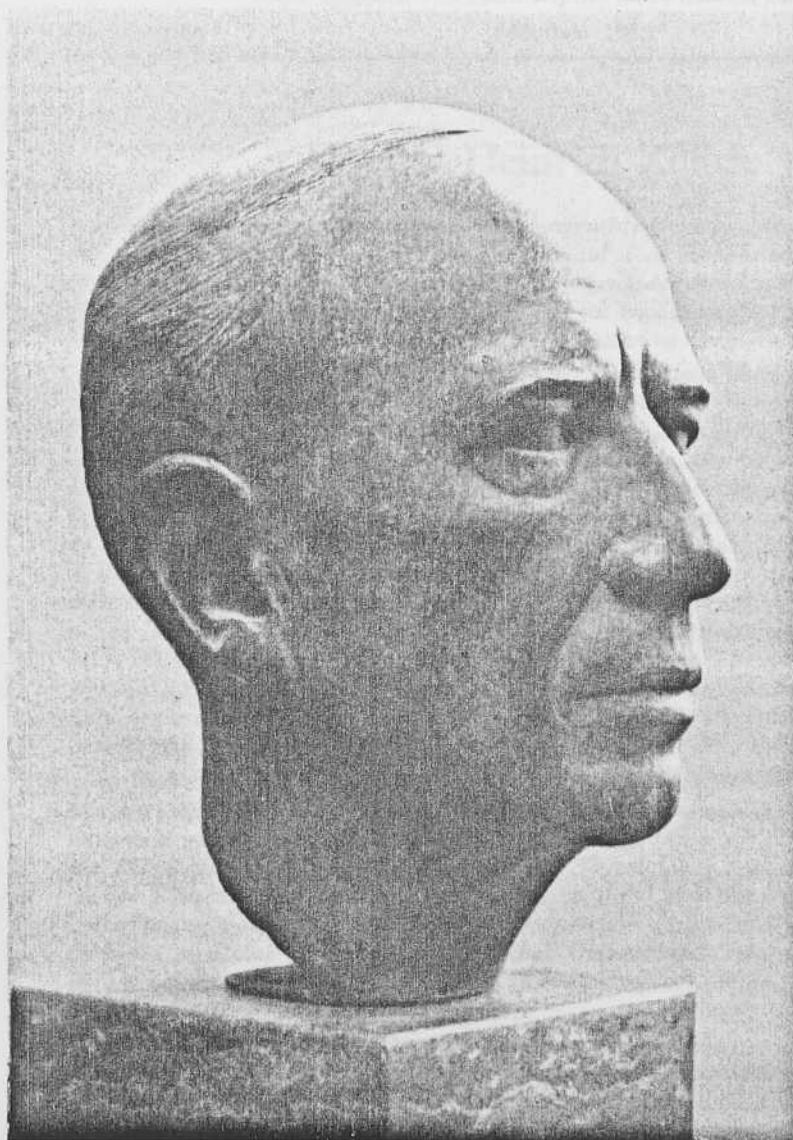


Zum 70. Geburtstag
Dr. Dr. Heinrich Zillich

(23. 5. 1968)



Sonderabdruck aus:
Südostdeutsche Vierteljahresblätter
München, Folge 2/1968



Heinrich Zille

Bronzebüste von Professor Kurt Schmid-Ehmen

geburts-
schzehn
darin,
Anteil

bauten
kungs-
ersten
achten
fügung
blätter
nserer
Hin-
ersten
anzig;
in der
bs der
m: sie

Dich-
as Sie
en Sie
lang-
seitig
eiben,
, und
lichtet

ischen
enheit
kunft
deren

st! —
chöp-
arbeit
ersten
einen
kizze

Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Herausgegeben von Hans Diplich und Heinrich Zillich

17. Jahrgang

München 1968

Folge 2

Lieber Heinrich Zillich

Diesmal will sich das geschriebene Wort angesichts Ihres bevorstehenden 70. Geburtstages am 23. Mai Ihnen zuwenden. Vor mir auf dem Schreibtisch stehen die sechzehn Bände unserer Zeitschrift; ich nehme jeden Jahrgang der Reihe nach vor, blättere darin, prüfe die Inhaltsverzeichnisse, da und dort lese ich wieder und versuche mir Ihren Anteil am Werden der Südostdeutschen Vierteljahresblätter zu vergegenwärtigen.

Nachdem wir mancherlei Schwierigkeiten des Neubeginns überwunden hatten, bauten wir langsam, geduldig und zähen Willens ein publizistisches Organ auf, dessen Wirkungskreis eng und bescheiden war. Aus den Reihen der Landsleute fanden sich die ersten Mitarbeiter ein und auch die ersten auf das südostdeutsche Gesamtschicksal bedachten Leser. Sie hatten Ihre Mitarbeit dem „Kulturwerk“ gleich am Anfang zur Verfügung gestellt und eines Tages fanden Sie sich bereit, die Schriftleitung der Vierteljahresblätter zu übernehmen. Seither sind zehn Jahre vergangen. Was in der Zwischenzeit aus unserer Zeitschrift geworden ist, verdankt sie zumeist Ihnen und Ihrer Arbeit. Ein kurzer Hinweis möge dies wenigstens von außen her beleuchten und bestätigen. Während der ersten sieben Jahre schwankte die Zahl der Mitarbeiter zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig; heute zählen wir über fünfzig Mitarbeiter. Die jährlichen Beiträge haben sich in der gleichen Zeit verdreifacht. Daß unsere Zeitschrift sich des wachsenden Zuspruchs der Landsleute und binnendeutscher Kreise erfreut, zeigt die Zahl der Abonnenten an: sie hat sich seit 1958 vervierfacht.

Sie, lieber Herr Zillich, brachten die Erfahrung des gereiften Schriftstellers und Dichters als zuverlässigstes „Betriebskapital“ zu dem gemeinsamen Werk. Wie alles, was Sie anpacken, ganz getan wird und daher zum Gelingen führt, so formten und prägten Sie die Südostdeutschen Vierteljahresblätter nach Ihrem Geist und Vermögen. Ihre langjährige Tätigkeit als Schriftleiter in Siebenbürgen fand hier eine notwendige und allseitig willkommene Fortsetzung. Will man Ihr dichterisches Sinnen und Trachten umschreiben, so findet man, daß es der Volksgemeinschaft verbunden ist, aus der wir kommen, und in die hohen Ränge des staatlichen Denkens hinanführt, denen sich jeder verpflichtet weiß, dem unser Erdteil Heimat gewährt.

Ihrem Lebensstil widerstrebt es, selbst untätig zu bleiben, wo Sie von historischen Vorgängen stets zur geistigen Tat aufgefordert werden. Rückblicke in die Vergangenheit gestatten Sie sich nur, wenn sie zum Handeln veranlassen und damit in die Zukunft führen. Alle Ihre Schriften lenken den Leser auf eine genau bezeichnete Bahn, an deren Ende ein lohnendes Ziel auf ihn wartet.

Bei der Beurteilung fremder Arbeiten — ein unschätzbares Gut des Schriftleiters! — steht Ihnen das sichere Gespür und ein natürliches Wissen zur Verfügung, das den schöpferischen Kern jeder individuellen Leistung enthüllt und damit die persönliche Teilarbeit in wohlthuender Weise auf ein Ganzes hinordnet. Als ich um 1949 mit Ihnen die ersten Gedanken zu dem Sammelbuch „Wir Donauschwaben“ austauschte und sehr bald einen eigenen Entwurf dazu vorlegte, waren Sie sofort damit einverstanden, weil meine Skizze

jene Dimensionen und Perspektiven aufwies, mit deren Hilfe wir das Heimatbild und die Gesamtleistung einer außendeutschen Stammeseinheit in repräsentativer Weise herausstellen konnten. Ich erinnere mich gern an jene Stunde, da Sie eine gewisse Verwandtschaft in unserem Denken und Deuten festgestellt haben mochten; gewiß war damals noch der einstige Klingsor-Leser in mir wirksam.

Unsere erste persönliche Begegnung stand im Zeichen einer Arbeit für die Landsleute. Sie hatten damals bereits das fünfzigste Lebensjahr überschritten, ich hingegen stand gerade im entscheidenden Schwabenalter und ging auf die Vierzig zu. Inzwischen ist manches geleistet worden. Die gemeinsame Arbeit in den Vierteljahresblättern hat sich verfestigt, sie will fortgesetzt und noch weiter ausgebaut werden.

Sie stehen rüstig und ungebeugt am Werk wie vor zwei Dezennien. Möge es so bleiben; dies ist der Wunsch und der Gedanke aller Freunde zu Ihrem 70. Geburtstag.

Hans Dipplich

Früher Liebesgedichte letzte Fassung

Von Heinrich Zillich

Der verführte Knabe

Zum launenhaften Spiel der schönen Frau
zu früh gerufen, folgt er ihrer Hand
halb fluchtbereit, halb trotzgelähmt
und sehnstuchtsich ins bange Unbekannt.

So schreiten sie in flüsternden Alleen.
Nie war er blinder unterm Silberrauch
des Sterngefilds, bis ihm vom Herzen
den Samt der Gegenwehr entführt ein Hauch.

Hintaumelnd in den Abgrund ihrer Augen,
der jäh sich schließt, zerschellt, was er geliebt,
nun sich im heißen Föhn der Küsse
der klare Spiegel seiner Seele trübt.

Einem scheuen Mädchen

Wunderlich Spiel der Scheu —
Meinem Begehren
wehrst du und leidest bei
deinem Verwehren.

Horchst in die Nacht hinein,
fürchtend im Sehnen.
Poch ich am Fenster nicht,
liegst du in Tränen.

Klirr ich am Scheibenglas,
lachst du voll Beben,
aber den Riegelknopf
willst du nicht heben.

Wärst du ein Teufelchen,
würdest mich schlagen,
wenn ich vorüberging —
ich wollt nicht klagen.

Könnte mit Küssen dir
alles vergelten.
Nie schmecken Küsse mehr
als nach dem Schelten.

Heb doch den Riegelknopf!
Zagen und Zähnen,
bin ich im Zimmer drin,
wird nicht lang währen.

Dein Sonett

Ich liebe dich! Sieh, alle meine Kraft
schmiegt sich als Locke dir ins blonde Haar,
du Kind voll Schwebens, jeder Unkunst bar!
O süßeste, o sonndurchspielte Haft!

Den Apfel habe ich schon oft errafft
aus dem Gezweig der Liebe, ein Korsar
der Launen einstens, doch was früher war,
zerschmolz wie Nächte, die der Tag zerklafft.

Du tratest in mein Dunkel zaubrisch ein
mit einer Kerze. Aus dem Strahlenschein
sah dein Gesicht hellgold wie Berggestein.

Wohin ich gehe, immer wundergleich
bleib ich verwunschen in das kleine Reich
um jenen Schimmer blond und lockenweich.

Der Jüngling im Schein der Straße

Wie oft schon schritt ich so nach Haus,
wenn hinter mir das Tor sich schloß,
ein rascher Fuß ins Bett entschwirrte.
Das Treppenlicht losch plötzlich aus.
Ich stand, bis ihre Türe klirrte,
und merkte, daß der Regen floß.

Du warst nicht schön, nur jung und bang,
ein Unbestimmtes und Vergehen,
ein Reim auf mich in einem kleinen Sang,
den niemand halten kann, er muß verwehen.
Ich war erstaunt. Dein Haar fiel seidenschwer.
Ich wollte wenig, und du schenkest mehr.

Ich eil' nach Haus. Den Zug hab ich versäumt.
Für einen Wagen fehlt es mir an Geld.
Mir ist's, als hätt' ich dich geträumt.
Der Regen sprüht. Die Stadt raunt dumpf im
Schlaf.
Das Schienenpaar liegt leer und bleich erhell't,
wo ich um fünf dich bei der Platzuhr traf.

Ein wenig traurig lausch ich meinem Schritt.
Ein wenig hungrig denk ich nun ans Essen.
Du weinstest leis und hast mich jetzt vergessen,
wie ich dir auch im Straßenschein entglitt.

Hing sich die Nacht in die Wimpern...

Hing sich die Nacht in die Wimpern, erschloß sich mein Auge und sah.
Du kamst wie auf schwingenden Brücken und plötzlich standest du da.
Dem Schimmer des Mondes verwoben, wir küßten uns Blut in den Mund.
Am Bug deiner Brüste ergriff ich des Weltsinns verköstlichtes Rund.
Es tranken die Lippen zusammen vom gleichen berausenden Schlaf,
als schmerzlich und dich entführend das Taulicht die Stirnen uns traf.
Weit hin über den Feldern verströmte der Morgen sich klar.
Doch leuchtender glitt mir vom Arme ein zitterndes goldenes Haar.

„Der baltische Graf“

Begegnungen mit einer Novelle von Heinrich Zillich

Von Erwin Katschinski

Vom Schicksal des Majors Beussel vernahm ich zum erstenmal im Winter 1941/42 am Wolchow aus dem Munde des Geschützführers Hans Pawel, den wir liebten, weil er mehr konnte, als Feuerbefehle feindwärts brüllen. Singen konnte er und Gitarre spielen — die ganze Nacht, wann immer die Lust ihn packte. Wir waren alle in der Sauna gewesen und schliefen den tagelangen Schlaf der Davongekommenen, von turmhohen Alpträumen umgeistert: der Durchbruch zu den Finnen am Swir mißglückt, ein Drittel der Männer tot und verwundet, der Rest mit Frostbeulen und schwarzen Gesichtern an den Löwen des Zarenklosters Grusino vorbei über den rettenden Wolchow wankend, hinein in die Kellerlöcher von Tschudowo, wo immer ein Ofenrohr aus den Ruinen qualmte. „WHW“, hatten die Landser sich zugerufen, „Weihnachten hinter dem Wolchow“, als durchschritten sie das Tor zum Paradies. Es gab ein Erwachen, als bräche unser erster Tag an. Ich hob den Kopf. Es roch nach frischer Wäsche und geröstetem Brot. Hans Pawel las den „Baltischen Grafen“. Ja, vorlesen konnte er, daß sein Zungen-R wie Feuerwerk über die halbawachen Männer hinsprühte, daß sie sich hin- und herüberwälzten auf der Schwelle zwischen Erschöpfungsschlaf und Heimweh.

Das Schicksal des Grafen packte uns wie unser eigenes. Worum es hier ging, begriff keiner besser als wir: Der Krieg warferte uns. Nur die ganzen Wahrheiten gingen uns ein; die halben prallten ab an dem, was hinter uns lag. Mehrmals in jenen Tagen lauschten wir der Geschichte des Mannes, der ein Kind raubt, als er nach dem Leben greift. Ich selber nahm das Bändchen mit der Waage im Gleichgewicht auf dem grünen Einband und las vor. Was die ändern und mich bewegte, wurde laut, wenn die Dämmerung am Bunkerfeuer die Stimmen löste. Es war dies:

Warum der Graf als Deutscher mit den Russen und nicht gegen sie kämpfte? Ich erzählte, was ich von der baltenländischen Geschichte wußte: mit den Polen, Litauern, Schweden, Dänen hätten die Baltendeutschen kämpfen müssen, ebenso mit den Russen, Esten und Letten — und gegen sie, um auf dem politischen Spielfeld der jeweiligen Machthaber Leben und Besitz in der Heimat zu erhalten; wie schon im ersten Weltkrieg kämpften sie nun mit uns gegen den Bolschewismus. Man schüttelte den Kopf ob solch wechselvoller Geschichte und glaubte erst, als aus der Männer Mitte Rudolf Weber aus Graudenz einwarf, er habe 1939 als Deutscher mit den Polen noch auf Deutsche schießen müssen, ehe er nach deutscher Gefangenschaft in deutscher Uniform gegen die Polen gezogen sei.

Was uns aber ans Herz griff, war die Sehnsucht des Grafen nach dem Leben. Was ihm fehlt, fehlte auch uns: der saubere Geruch der Stube, das vertraute Antlitz des Landmannes, das Brot vom heimatlichen Tisch, das heitere Sprechen mit einer sauberen deutschen Frau. Des Grafen Sehnsucht drängt zurück in die Lebensmitte der Ordnungsmächte seines jahrhundertealten deutschen Baltenlandes, wo die Beussels eingewurzelt sind. Auf dem Vormarsch von der Memel bis zum Ilmensee hatten wir mit Fingern weisen können, wo das Land deutsch war und wo nicht. Drei Kulturgrenzen hatten wir überschritten: die ostpreußische nach Litauen — ich sah sie schon als Kind —, die litauische nach Lettland, die lettische nach Rußland. Wo Deutsche die Träger der Ordnung waren, überall blühendes Land in alter abendländischer Kultur, wo nicht, begann Asien.

Die Zivilbevölkerung ist unverletzlich! So stand in unseren Soldbüchern zu lesen. Wir verstanden: Der Graf hat dieses Gebot übertreten und sein Leben nach Kriegsrecht verwirkt. Er selbst vollstreckt das Urteil an sich. Das andern zugefügte Unrecht ist gesühnt, das an ihm begangene nicht, — es nicht. Obschon ungenannt, doch uns nicht unbekannt in jenen Tagen: uns alle schüttelte der Schauer echt griechischer Tragik. Rätselhafte Schicksalsgewalt; die einen trifft sie tödlich, die andern läßt sie immer wieder davorkommen. Was sollten wir denn in diesem grauenerregenden Lande, dessen Erde so tief gefroren war, daß die Gräber wie aus Fels herausgesprengt werden mußten? Unsere veratene Generation kämpfte auf verlorenem Posten für eine verlorene Sache. „Verheizen“ nannten wir das angesichts der Waffen und der Geräte im Straßengraben, der eingeschnitten Toten am Wegesrand und der bis zur Kuppel in den Sümpfen versunkenen Panzer.

Wie unheimlich gegenwärtig die deutsche Not des Grafen! Der Heimat fern; nirgendwo Halt; nichts als verlaute Dörfer, in den vereisten Ebenen hingeduckt; daheim Güter, wo die Pferde besser behaust sind als die Menschen bei den Tataren; das Heer geschlagen; des Sohnes im Mutterleibe beraubt; die Frau entführt und vergewaltigt; er Letzter seines Stammes; im Hause Teutsch das warme Leben, ihm verwehrt; er selber der Ehrlosigkeit überführt; sein entsetzliches Geschick Gott als Schuld anrechnend! — Bleibt da nur noch die letzte Patrone im Lauf übrig? — Wir waren damals noch zu jung, um das Unausweichliche zu bejahen; wir kämpften weiter gegen die vernichtende Unbegreiflichkeit. Das Leben sei noch in unserer Schuld, vermeinten wir.

Zehn Jahre später — im Sommersemester 1950 in Marburg — hörte ich den „Baltischen Grafen“ zum zweitenmal; diesmal aus dem Munde Heinrich Zillichs selber. Das erste Drittel sprach er fast auswendig, nur flüchtig auf die Seiten schauend, wenn er umblätterte, fast heiter, der Wirkung seiner preisgekrönten Novelle gewiß. Gern hörte ich dem mir ungewohnten U zu, das der Sprecher in betonter, kurzer, anlautender Silbe dehnte. Mensch und Werk, über die ich geschrieben hatte, standen nun leibhaftig vor mir.

Zillich war damals nur für Stunden in Marburg. Wirtschaftliche Not trieb ihn weiter. Seine Lesung aber wirkte: Seit Hans Carossa habe niemand einen solchen Eindruck hin-

terlassen. Drei Semester lang hatten wir bei Johannes Klein die Geschichte der deutschen Novelle gehört. Einige Kommilitonen schrieben selber. Wir waren keine Literaturpäpste mit gewichtigen Veröffentlichungen, die die Arbeiten ihrer Vorgänger als Prolegomena abtaten, sondern Doktoranden und Examenssemester, die die Maßstäbe ihrer Lehrer und Vorbilder an Zillichs Erzählung anlegten. Und siehe: die Maßstäbe paßten. Ob Goethes „unerhörte Begebenheit“, seine Forderung nach „Eröffnung der menschlichen Natur und ihrer Verborgenheiten auf einen Augenblick“, der „Konflikt zwischen Einzelmensch und Gesellschaft“, ob Friedrich Schlegels „indirekte und gleichsam sinnbildliche Darstellung einer subjektiven Stimmung“, Tiecks „Wendepunkt“, Heyses „Falke“, Storms „Lebenskonflikt“, Pongs' „Geschichte . . ., die irgendeinen überraschend-auffälligen Zug hat“, Körners „markanter Zeit- oder Lebensausschnitt“, — man konnte die Aufzählung der Gattungsdefinitionen beliebig fortsetzen, bei der Anwendung auf das Werk verwandelten sich die Begriffe der Theoretiker in deutlich sichtbare Züge unserer Novelle. Wer das nicht glaubt, wende die obigen Definitionen auf die unerhörte Begebenheit des Kindesraubes und das Leitmotiv des Hohensteins an.

Indem ich dies schreibe — acht Jahre nach Zillichs Lesung in Marburg —, fällt mir in die Hand, was nach Benno von Wiese gewichtigem Urteil an allgemeinen Grundzügen novellistischen Erzählens gilt, nämlich „die Heraushebung eines Ereignisses, der Vorrang des Ereignisses vor den Personen, die pointierte Darstellung, . . die Verdichtung im Dingsymbol“. Und wiederum siehe: beim Vergleich von Theorie und Dichtung ergibt sich Übereinstimmung. Die Geschichte vom baltischen Grafen hat alle Sortierversuche in definierende Gattungsschubkästen überstanden, selbst den Streit der Interpretationsmethoden. Das ist schon ein rühmliches Zeichen.

Der dichterische Rang des „Baltischen Grafen“ ist aber nicht danach zu werten, ob die Definitionen der Theoretiker und Systeme der Interpreten dieser Novelle passen wie die genormten Leisten dem Schuh. Jedoch: „Wenn ein Werk im Zeichen fester Gattungsgesetze geformt worden ist, so muß es auch in diesem Zeichen verstanden werden.“ „Der Grad, in dem eine Dichtung die Gattung ausdrückt, ist ein Kriterium ihres Wertes, . . das aufrechtzuerhalten in dieser dem Formlosen gefährlich zugeneigten Zeit nicht überflüssig ist.“ Ich bin hier einig mit Heinrich Mahlberg, oben mit Julius Petersen. Wie wir Menschen als Vorbilder brauchen so auch Dichtungen. Sonst gibt es keine Maßstäbe.

Der „Baltische Graf“ läßt die Grundzüge einer Novelle besonders deutlich sichtbar werden; für mich ist die Geschichte ein Muster dieser Gattung. Warum? Sie enthält das wichtigste Kennzeichen der Novelle: ein ungewöhnliches Ereignis, auf das sich alle dichterischen Ausdrucksmittel zuordnen.

Untersuchen wir nach schulmeisterlicher Methode — und damit erinnere ich mich, wie ich den „Baltischen Grafen“ zum drittenmal hörte, diesmal aus dem Munde eines Sekundaners im Herbst 1952. Übrigens: die Lesung dauert gerade eine Schulstunde; sie kann „auf einen Sitz“ eingenommen werden, wie E. A. Poe fordert, und sichert sich dadurch die Einheit der Wirkung. — Die schulmeisterliche Methode der Auslegung muß so simpel sein, daß sie auch einem Tertianer eingeht, wenn wir Deutschlehrer in seinen Augen nicht närrische Leute mit närrischem Tun sein wollen. Solche schönen Interpretationen, wie sie Emil Staiger glücken, erleiden nur Schaden im Schulgetümmel. Die Simplizität ist in der Schule aber bester Wertmaßstab: was sich einfach nachweisen läßt, ist auch wahr. Schreiben wir die Ereignisse an einer Schultafel stichwortartig untereinander (hier aus Raumangel hintereinander): Der Hohenstein taucht auf; der Graf kommt in sein Quartier; der Stiefeldieb wird erschossen; der Graf wird verwundet; das Kind spielt im Krankenzimmer des Grafen; der Graf will das Kind adoptieren; der Graf will das Kind vor dem Abzug noch einmal sehen; *der Graf raubt das Kind*; die Mutter jagt dem

Grafen nach und erhält ihr Kind angesichts des Hohensteins zurück; Oberst Stutterheim urteilt, der Graf habe das Gastrecht gebrochen; der Graf rettet Mutter und Kind; auf dem Hohenstein wird die Leiche gefunden.

Gehen wir aus vom Mittelpunktsergebnis. — Ich benutze hier Definitionen Johannes Kleins, der interpretieren kann wie wenige. Seine Definitionen sind gut, mir vertraut; sie haben sich seit einem Jahrzehnt bei meiner Arbeit an vielen Novellen bewährt. — Gehen wir aus vom Mittelpunktsergebnis (der Graf raubt das Kind). Wir erkennen: jedes Nebenereignis bezieht sich auf das Haupt-, Mittelpunkt- oder Gipfelereignis, vor dem überraschenden Wendepunkt auf diesen voraus-, danach auf ihn zurückdeutend. Beispiel: Der Graf kommt in sein Quartier. Es wird ihm zum Abbild des heilen Lebens schlecht-hin, wonach er sich in Sehnsucht verzehrt. Angesichts des Kindes foltert den Grafen höchste Leidenschaft: Wie Blut laufen rote Weintropfen über die Hand des Grafen und benetzen auch die Stirn des Kindes, als sich die Hand des Grafen auf des Knaben Haupt legt. Der Raub des Kindes und der Sühnetod des Grafen werden hier im dichterischen Bild vorweggenommen.

Zur vollständigen Auslegung besteht hier kein Anlaß — sie wurde schon früher versucht —, eher besteht in der Gegenwart Anlaß zur Würdigung dieser Dichtung, die zu Unrecht vergessen oder böswillig totgeschwiegen wurde. Mich und meine Arbeit soll sie jedoch auch in Zukunft begleiten, so Gott will.

Was aber erhebt dieses Werk in den Rang großer Dichtung? Seine unvergeßlichen Gestalten? Das uns zerrissenen Deutschen so naheliegende Thema? Sein dichterisches Geheimnis wirkt durch die Bildersprache auf uns. Hier können wir Nachschaffenden ausdeuten, was der Dichter andeutet, hier begegnen wir dem, was wir Dichtung nennen. Nur ein Beispiel findet hier noch Platz: das Symbol des Passes.

„Sie ritten durch den Paß.“ So lautet der erste unersetzliche Satz, der alle folgenden in seine Abhängigkeit zwingt. Geographisch gesehen, handelt es sich um einen der Pässe im Karpatenbogen um Kronstadt; in der Hand des Dichters aber verwandelt sich der Paß zum Symbol. Der Paß ist Übergang und Enge zugleich, Zwang der Bewegungsrichtung, für den Grafen vorgeführter Weg zur Entscheidung. Die Paßhänge nehmen den Grafen in die Zange des Schicksals. Im Paß geht es auf Leben und Tod. Die Frau, noch diesseits des Passes, jagt in namenloser Angst darauf zu; sie muß den Paß eher erreichen als die Soldaten des Grafen, ehe die Enge durch die Marschkolonnen verstopft und ein Überholen unmöglich wird. Den Grafen trifft der Befehl zur Umkehr schon mitten im Paß. Auf dem Rückweg stößt der Graf auf die Entscheidung; immer noch im Paß; die Mutter klagt an; das Kind — inzwischen im Planwagen schon außerhalb des Passes gewesen (die Waage des Schicksals neigt sich nicht dem Grafen zu, sie pendelt nur!) — wird wieder in den Paß zurückgeholt und der Mutter übergeben; im Paß faßt der Graf den Entschluß zur Sühne; hier reitet er an, um den Wagen herauszuhauen. Für die Verfolger des Grafen sind die Paß- und Waldhänge zu steil. Nur einem öffnen sie sich in der Stunde der unausweichlichen Entscheidung: dem Todgeweihten.



Europa war früher groß, weil sich die selbstverständliche Duldung jeglichen Volkstums mit dem Gefühl paarte, einer einzigen christlichen Gemeinschaft anzugehören. Das Verschiedenartige, nie Bestrittene, trug das Gemeinsame. Dieser Geist tut uns wieder not in gewandelter Form.

Heinrich Zillich

„Zwischen Grenzen und Zeiten“

Erinnerung an einen Roman von Heinrich Zillich

Von Eberhard Völker

Da wächst im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in einer Industriesiedlung vor den Toren Kronstadts ein Junge auf, in eine Welt hinein, die in einem gewaltigen Umbruch begriffen ist. In unmittelbarer Umgebung befinden sich noch die jahrhundertealten deutschen Bauerndörfer Siebenbürgens, auch schon vom Geist der Moderne berührt, aber noch beherrscht von so patriarchalischen Gestalten wie der des Heldsdorfer Richters Wagner; großväterliches Haus und traditionsreiche Schule vermitteln dem Jungen mehr als nur eine Ahnung vom Geist des geschichtsbewährten, privilegierten Kronstädter Bürgertums; — aber dazwischen rührt sich schon der neue Industriebetrieb und zieht Beamte und Arbeiter aus den verschiedensten Völkern der Monarchie an. Nicht nur wirtschaftlich und sozial vollziehen sich Veränderungen, auch politisch ist es eine Übergangsperiode, sind es Jahre zwischen zwei Zeitaltern. Noch reicht die Erinnerung zurück an die Jahre vor 1867, als die Habsburgermonarchie der einheitliche Kaiserstaat war, der alle seine Völker sich verpflichtete im Zeichen einer übernationalen Selbstinterpretation; noch wirkt, abgeschwächt durch den ungarischen Ausgleich und den madjarischen Nationalstolz, im gleichen Sinne die Weiterexistenz des Kaiserhofes; — aber schon haben sich die den Boden der Stephanskronen bewohnenden Völker zu wehren gegen den Herrschaftsanspruch der madjarischen Staatsnation, das Zeitalter der Nationalitätenkämpfe ist angebrochen. Die zahlenmäßig unverhältnismäßig anwachsende rumänische Bevölkerung kämpft um jeden Acker, gewinnt nach Köpfen gerechnet die Mehrheit in Siebenbürgen und strebt nach oben. Noch beanspruchen und verteidigen im Bewußtsein ihrer kulturellen Leistung der ungarische Adel und die sächsischen Honoratioren Vorrechte, aber demokratische Gedanken werden diskutiert. Zwischen den Zeiten findet sich Lutz Rheindt im Siebenbürgen vor dem ersten Weltkrieg, und auch die bisherigen Grenzen werden zweifelhaft: als die Stadt im äußersten Osten Österreich-Ungarns hat sich Kronstadt seit den Türkenkriegen des Prinzen Eugen empfunden, nun aber gehen die Gedanken der Rumänen über die Karpaten hinüber, und nach dem Weltkrieg sperren neue Grenzen die alten Siebenbürger Wege nach dem Westen. „Zwischen Grenzen und Zeiten“ hat Heinrich Zillich daher seinen Roman nennen können, der vor nunmehr 30 Jahren zum ersten Mal erschienen ist. Er ist heute nicht weniger aktuell als damals, als es schon etwas bedeutete, aus dem Bewußtsein europäischer Verpflichtung heraus für das Verständnis anderer Völker einzutreten. Darum soll heute, 30 Jahre nach seinem ersten Erscheinen, an dieses Buch noch einmal erinnert werden.

Zunächst erfreut uns die Geschichte einer Kindheit und Jugend in einer anscheinend noch gesicherten Welt. Auf kaum merkbare Art verbindet Zillich die Form des Entwicklungsromans mit der Darstellung der geschichtlichen Völkerschicksale im Karpatenraum. Immer mehr werden mit dem Heranwachsen des Helden auch Land und Leute sichtbar. Alle Menschen, die in den Gesichtskreis der Mittelpunktsgestalt treten, gewinnen eigenes Interesse und eigenes Gewicht; was ihnen begegnet, wird weiterhin ebenso berichtet wie das Ergehen des eigentlichen Helden. Ohne je im Alltäglichen und Unwichtigen zu versinken, entwirft der Verfasser ein weites Panorama siebenbürgischen Lebens, in dem die politischen Ideen und Auseinandersetzungen doch vor der Wirklichkeit des gemeinsamen Lebens in diesem Lande zurücktreten. So wird aus dem Entwicklungsroman eines Siebenbürger Jungen mehr und mehr ein Mosaik von Episoden, die gleichermaßen

und sehr entschieden zusammengehalten werden durch die Perspektive der Hauptgestalt und durch den Geschehnisraum Siebenbürgen. Dabei erweist sich für das Anliegen des Dichters die Tradition des Entwicklungsromans als besonders günstig, die den Helden allen Bildungseinflüssen offen sein läßt und ihn nicht von vornherein in eine bestimmte Richtung festlegt. So kann denn auch Lutz Rheindt in Zillichs Roman ganz voraussetzungslos Eindrücke sammeln und der so vielfältigen Welt seiner Heimat dadurch gerecht werden. Von den Bildungsromanen des 19. Jahrhunderts unterscheidet sich Zillichs Buch vor allem durch die Bedeutung, die die politischen Fragen bei ihm haben und in einem von mehreren Völkern bewohnten Raum im Zeitalter nationalen Selbstbewußtseins ganz natürlich haben müssen. Wenn heute die Politik in der Literatur vornehmlich als bloße Leidensgeschichte an aller Politik auftritt, so liegt demgegenüber bei Zillich echte politische Erfahrung und echtes politisches Verständnis vor, da er Situationen beschreibt, in denen es um ein gültiges Verhältnis miteinander rivalisierender politischer Kräfte, die alle sehr ernst genommen werden in ihrem jeweiligen Eigenwert, erst noch gehen soll: auf dem Boden der gegen sie fast nur noch passiv sich behauptenden Habsburgermonarchie spielen sich die Emanzipationsbestrebungen von Nationen ab, die gleichzeitig miteinander im Streite liegen.

Das ungeheuer farbige und geschehnisreiche Buch schlägt die ganze Skala der Töne zwischen Kindheitsidylle und Grauen des ersten Weltkrieges an. Diesem zweiten Teil fehlt jede billige Heroisierung des Krieges. Man spürt, wie echt das alles ist, und findet den Schlüssel dazu in Zillichs Bekenntnis, er habe in diesem Buche sein eigenes Werden und seine eigenen Erfahrungen dargestellt. Manches entdeckt man auch wieder in des Dichters eigenen Kindheits- und Jugendgeschichten „Die Große Glocke“. Natürlich erklärt das noch nicht alles, — erst ein Dichter kann aus dem Erlebnis gültige Kunstwirklichkeit werden lassen.

Das beherrschende Thema dieser Jugend in Siebenbürgen bleibt aber das Zusammenleben der Ungarn, Rumänen und Deutschen. Die Zusammengehörigkeit in der gemeinsamen Liebe zu diesem Lande drückt sich schon zu Anfang des Romans im Zusammenklingen der Glocken von den deutschen, rumänischen und ungarischen Kirchen in den Dörfern an der Burzen aus. Diese Gemeinsamkeit gehört zu den grundlegenden Kindheitserlebnissen des Helden. Der kleine Lutz erfährt bestürzt, daß der Nikolaus rumänisch spricht, — ein eindringliches Bild von den Schwierigkeiten des Verstehens und von der Verschiedenheit der hier beheimateten Menschen. Zu seinen Spielgefährten gehört der arme rumänische Siedlerssohn Nicolae Vlahitza ebenso wie der ungarische Adlige Géza von Béldi. Diese persönlichen Bindungen erweisen auch in den Auseinandersetzungen um das Volkstum ihre weiterwirkende Kraft. Freilich, — leicht wird das nicht gemacht! Die ungarische Madjarisierungspolitik vor dem ersten Weltkrieg, die sogar die Namen der Anderssprachigen assimilieren möchte, drückt auf Rumänen und Deutsche. Aber mit wieviel Besonnenheit und Einfühlungsvermögen sind diese bedenklichen Vorgänge dargestellt! Wie menschlich sympathisch wirkt der ungarische Abgeordnete Kárkony! Wie leidet Géza unter dem Unrecht, das die madjarischen Chauvinisten unter seinen Landsleuten den anderen Nationalitäten unter der Stephanskronen antun! Wie fühlt er sich trotzdem seinem Volk verbunden und widerspricht leidenschaftlich der an sich begreiflichen Ungarnfeindschaft der Rumänen! Zillich weiß soviel Abstand von den Ereignissen zu wahren, daß er diese Auseinandersetzungen auch mit einer gewissen Heiterkeit schildern kann. Er hat menschliches Verständnis auch für die, die den Forderungen des Staates nachgebend ihre Namen madjarisiert haben. Aber welche verblüffende Wendung, wenn der ungarische Schulinspektor Szépréti, nachdem er eben noch verlangt hat, wer ungarisches Brot esse, solle auch ungarisch reden, vom Kanzlisten Tipréti, der seinen donau-

schwäbischen Namen Tipper auch aufgegeben hat, freudig begrüßt wird: „Jesses na, Schönwieser, bist wieder emal da!“ — und dann schwäbeln die beiden über ihre Heimatgemeinde in der Batschka. So entschieden Zillich stets für seine Überzeugung eingetreten ist, so fremd ist ihm andererseits jeder Fanatismus. Der nationale Fanatiker Otto Tartler wirkt im Roman immer etwas komisch; er ist der jüngste der Freunde, muß sich daher besonders zur Geltung bringen und wird stets zu laut, zu geschäftig und betriebsam. Nie vergißt der Erzähler über all dem Streit um die Behauptung der eigenen Sprache und der eigenen Stellung, daß alle Völker dieses Raumes, auch die Ungarn, eine gemeinsame Aufgabe haben, daß sie schon das Zusammenwohnen aufeinander angewiesen sein läßt. Deshalb verzeichnet er aufmerksam und entgegenkommend jeden Zug ungarischer Verständigungsbereitschaft.

Wieviel feines Verständnis entwickelt der Erzähler aber auch für die Rumänen! Fühlen sich Deutsche und Ungarn gern als Vorposten des Abendlandes und empfinden sie eine Fahrt in das Rumänien jenseits der Karpaten als eine Reise in einen anderen Kulturbereich, so stellt der Autor dieser Auffassung den Weg des Nicolae Vlahitza entgegen. Zillich schildert die einfachen Verhältnisse, aus denen mit zähem Fleiß und eiserner Spannkraft Nicolaes Eltern sich emporarbeiten, es erfüllt uns mit Achtung für den Bildungswillen, der Gheorghe und Lenutza den letzten Heller zusammenkratzen heißt, um Nicolae den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen. Der ernste, verhaltene Nicolae fühlt sich seinem armen Volke jenseits der Berge untrennbar verbunden. Als der Weltkrieg ausbricht, flieht er nach Rumänien; sein rumänisches Volk ist ihm mehr als das Land Siebenbürgen. Als rumänischer Offizier kehrt er zurück. Auch ihm bleiben Schmerz und Scham nicht erspart, als er mit ansehen muß, wie seine Leute 1916 in Siebenbürgen plündern. Das Leiden an moralisch versagenden Angehörigen des eigenen Volkes teilen alle Hauptgestalten des Buches. Nach dem Krieg gehört Nicolae zu den Siegern, zu denen, die künftig die Geschicke dieses Landes gestalten werden.

Aus diesen Zusammenhängen ist schon klar geworden, daß der Horizont des Romans nicht provinziell siebenbürgisch ist, daß dem Dichter Siebenbürgen heimatliches Land und Bewährungsfeld europäischer Gemeinsamkeit ist. Immer wieder bleibt der Blick auch nach Westen gewandt, stets schließt er Deutschland und Europa ein. Aber nicht nur räumliche Weite zeichnet das Buch aus, es hat auch geschichtliche Tiefe. Das bezieht sich einmal auf die Vergangenheit. Der letzte, inzwischen uralte Königsrichter Traugott Zamminer geistert noch durch die Jugendjahre der Hauptgestalten und trauert dem verlorenen siebenbürgischen Freitum nach, der vielleicht noch ältere rumänische Hirte Priscu ist noch ein lebendiger Zeuge der längst aufgehobenen Leibeigenschaft. Alle historischen Bezüge gewinnen Gegenwart in solchen Gestalten und in den Ahnen der im Buche auftretenden Menschen, etwa in den Vorfahren Gaans von Salzburch aus der Türkenzeit und vorher; viele geschichtliche Erinnerungen und Erörterungen tragen dazu bei, die vergangenen Jahrhunderte in den Roman zu integrieren.

Aber die Geschichte hat kein Ende. Geschichtliche Veränderung vollzieht sich auch im Romangeschehen und lenkt den Blick weiter in die Zukunft. Wer das Buch heute liest, wird es zunächst als historischen Roman aufnehmen. Das war es übrigens schon bei seinem ersten Erscheinen. Es endete mit dem Jahr 1919. Die Verbindung von modernem europäischem Gedanken und alter Reichsidee, die viele der Hauptgestalten des Buches beseelt, wirkt zweifellos heute noch stärker historisch. Die Stellung, die manche Charaktere des Romans vor 1914 für das deutsche Volk in diesem Europa erträumt haben, eine Stellung, die für sie nicht in erster Linie mit Macht, sondern mit Dienst am Ganzen zu tun hatte, war schon nach dem ersten Weltkrieg mit dem Untergang der Donaumonarchie utopisch geworden, und was davon am Horizont der Möglichkeiten

noch einmal aufgeleuchtet haben mag, hat eine unsinnige und unsittliche Politik dann gänzlich und endgültig verspielt. Insoweit ist „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ein historischer Roman. Aber es ist zugleich ein zukunftsweisendes Buch. Zu den eindringlichsten Erfahrungen, die man ihm verdankt, gehört das Verständnis für die anderen, verbunden mit der Erkenntnis von den bleibenden Notwendigkeiten im unaufhörlichen Wandel der Geschichte. Die jeweils möglichen Formen des Zusammenlebens der Völker sind verschieden. Aber die Bereitschaft zum Miteinanderauskommen ist heute so aktuell wie je und wird es bleiben müssen, wenn die Menschheit überleben will. Wahre Dichtung bewährt ihre Überzeugungskraft auch da, wo die Geschichte schon über die Auffassungen ihrer Gestalten in ihrer augenblicksbestimmten Ausprägung hinweggegangen sein mag. Zillich besitzt, das zeigt dies Buch immer wieder, eine epische Objektivität, die ihm Abstand gestattet auch von dem, woran sein Herz hängt. Seine Gestalten wenden Kraft und Geist an, den gewandelten Anforderungen für die Gemeinschaft der in ihrer Heimat ansässigen Völker in der gleichen opfer- und dienstbereiten Haltung gerecht zu werden, die einst auf größere Zusammenhänge gerichtet war. Das Buch schließt damit, daß Lutz Rheindt seine Pflicht dem neuen großrumänischen Staat gegenüber zu erfüllen bereit ist, von dem er nunmehr hofft, daß in seinem Rahmen den Völkern Siebenbürgens ein freies gemeinschaftliches Leben möglich sein wird.

In diesem Buch ist uns Siebenbürgen als ein Stück abendländisches Schicksal aufbewahrt. „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ist aber auch ein für unsere Gegenwart und Zukunft wichtiges Buch, indem es unsere Offenheit für andere Völker fördert und unseren Willen stärkt, zu jeder Zeit nach einem Europa zu suchen, in dem alle Völker ihr Recht finden.

Ein Roman des Lachens

Von Paul Fechter

Heinrich Zillich, unter den Autoren, die das Land Siebenbürgen hervorgebracht hat, einer der begabtesten und erfreulichsten, veröffentlichte bald nach dem zweiten Weltkrieg einen Roman mit dem etwas absonderlichen Titel „Grünk“, der zu den wenigen Büchern der Zeit nach 1945 gehört, die man mit Vergnügen liest und zu denen stellt, die auch anderen in die Hand zu drücken man unbedenklich wagen kann.

Das Buch ist ein Zeitroman, glücklicherweise nicht in der Form eines Zeitromans. Zillich hat es sich nicht so leicht gemacht, die seelisch-geistige Situation von heute dadurch zu spiegeln, daß er sie mehr oder weniger zeitungsgetreu darstellte: er nahm vielmehr die der Gegenwart sehr verwandten Jahre nach der Katastrophe von 1918 und gestaltete an ihrem Bild das des Heute. Der Roman entstand 1946/47; er berichtet vom Tun und Treiben junger Menschen von 1919 und 1920 und zeigt an ihrem Suchen und Tasten nach sinnvollen Wegen in der zerstörten Welt, wie es in jungen Menschen unserer Tage aussieht, besser noch: aussehen sollte.

Denn diese Geschichte von Peter Grünk, dem zwanzigjährigen Heimkehrer aus dem ersten verlorenen Krieg, ist, wie gesagt, der dichterische Versuch einer *Zeitsinngebung*. Zillich hat den Mut, ins Grauen der Nachkriegsjahre die Notwendigkeit des Kampfes gegen dieses Grauen, gegen Verworrenheit und Chaos der aus den Fugen geratenen Welt zu stellen, und den Kampf von einer Seite her aufzunehmen, die bei uns seit Jahrhunderten viel zu wenig beachtet und genutzt worden ist, nämlich vom *Lachen* her. In eine Welt, deren Elend zum guten Teil aus dem fürchterlichen Aberglauben an die Unerläßlichkeit des Ernstes und des ordentlichen Lebens gewachsen ist, wagt er den fröhlichen Glau-

ben an die Wichtigkeit einer durchaus entgegengesetzten Haltung zum Dasein zu stellen. Nicht nur sein Held Grünk ist ein Mensch, in dem sich noch Unordnung regt, sondern sein Dichter gehört in dieselbe ebenso seltene wie wertvolle Kategorie. Er ist ebenfalls wie Grünk „*ein seltenes Tier Gottes*“; er versucht dem Leben und der Kunst mit dem großen Lachen beizukommen, mit dem schon der Abbé Rabelais versuchte, der Welt ein etwas vernünftigeres Gesicht zu geben. Einer Zeit, in der nichts auf Erden mehr stimmt, kann man nur vom Lachen aus helfen; sie braucht den Narren, wie ihn früher die Könige brauchten; denn schon die Könige verdarben, weil sie mit dem Narren die Weisheit vertrieben, worauf sie mit Beamten vorlieb nehmen mußten und zuletzt mit Parteiführern. Die Narren aber haben Gott sei Dank wie der Kaiser des Abendlandes heimlich weitergelebt; sie sind die einzig Freien auf Erden, unabsetzbar, unüberwindbar. „*Alles Große wird von Narren im Menschen geschaffen, der nicht will, wie der Pöbel will.*“

Von dieser Grundhaltung aus schrieb Zillich seinen Roman des Kampfes gegen das Alltägliche, gegen die Zeit, die Masse, das blödsinnig Ernsthafte von einem falschverstandenen Sozialismus bis zum Geschäftemachen, gegen alles, was nicht frei ist und nicht frei macht. Er schrieb die Geschichte von den Erlebnissen seines Helden Peter Grünk, der wie sein Autor in Siebenbürgen geboren wurde, wie sein Autor in Italien kämpfte, am Ende des 1. Weltkrieges aus einem „Österreicher“ zum „Rumänen“ gemacht wurde und 1919 nochmals Soldat spielen mußte, ehe er arm wie eine Kirchenmaus, aber fröhlichen Herzens (wie sein Autor) nach Berlin zog, wo er einst seinen Weg begonnen hatte und wieder bei der alten Mutter Blütchen an den Hansaplatz einkehrt, um von dort aus die Welt von neuem zu erobern.

Was ihm dabei geschieht, was für seltsame Freunde er in der damaligen Stadt der Schieber und des Kapp-Putsches findet, das erzählt der Roman des großen Lachens, der aber auch berichtet, wie der junge Mensch im Mittelpunkt die Gargantuagabe des „gros rire“, des ansteckenden Lachens, die ihm das Schicksal mitgab, nutzt, um der Nöte, Schwierigkeiten, Verwirrungen und Verwicklungen Herr zu werden, in die sein Leben wie das jedes anderen gerät. Wenn Grünk lacht, muß alles wie bei Rabelais mitlachen: es gibt keinen Widerstand, er hebt Freunde und Feinde, Polizeibeamte und zornige Väter verliebter Töchter aus den Angeln des tierischen Ernstes; er nimmt, weil er selbst ans Unmögliche glaubt, dem Leben die Wucht an den falschen Stellen, die es so gern sucht, und zwingt es, seine erschlichene Gewichtigkeit wenigstens da und dort aufzugeben. Zillich, selbst ein ausgesprochener Lebenstyp, kennt die mannigfachen Möglichkeiten, das Alltägliche zu überwinden: vom Anekdotenerzählen (er kann es vorzüglich) bis zum amüsanten Zerreden des Selbstverständlichen übt er gern selbst die wichtige Kunst des Entschwerens. Er hat die Kraft dazu seiner Erzählung mitgegeben — mit Witz und Laune wie mit dem anständigen Ernst des Mannes vor den wenigen wirklichen Wichtigkeiten des Lebens. Er hat seinen Helden mit einer Fülle lebendiger Menschen ins Berlin von 1920 gestellt, die alten Straßen und Plätze, die alten Wirklichkeiten beschworen, von der vielgeliebten Konditorei am Park Bellevue bis zum rothaarigen Zeitungskellner Richard im alten Literaturcafé des Westens, so daß jeder den Roman mit Vergnügen liest; vielleicht stimmt der „gelernte“ Berliner ins große Lachen des Jünglings Grünk nicht immer ein, eben weil er als Berliner ein bißchen skeptisch ist; er hat aber an Gestalten wie dem Obersten Lamiere und der herrlichen Mancì Doboly seine helle Freude und ebenso an dem Mädchen Eva und dem dicken Mann im Keller von Lutter und Wegener, der sich schweigend Zahnstocher in die tiefen Falten seiner Glatze steckt, bis er niesen muß und die ganze Igelherrlichkeit zum Teufel geht. Er sieht im Geiste den Verfasser vergnügt beim Zeichnen seiner Gestalten schmunzeln und nickt ihm ebenfalls im Geiste über Zeit und Raum heiter zu: „*Schönen Dank, lieber Zillich — wie schreibt doch der alte Goethe immer an den Zimmermeister Zelter? Und so fortan!*“

Rückblicke

Von Heinrich Zillich

Wie Sie das bloß machen? Schießt's Ihnen plötzlich ein? Muß es auf einmal aus Ihnen hinaus? Wie entsteht überhaupt ein Gedicht? Und daß es sich reimt? Braucht's lang, bis Sie sich eine Erzählung ausdenken? Oder haben Sie's rasch beisammen, ich meine: im Kopf? Das Niederschreiben ist sicher anstrengend. Oder diktieren Sie es jemandem? Ist die hübsch?

Derlei Fragen, zu denen Mädchen neigen, hört jeder Autor. Hat er's fast ein Halbjahrhundert vernommen, so scheint's nicht mehr so dumm, wie es ist, denn erstens entwaffnet weibliche Einfalt, die früher schwatzt als denkt; zweitens reden „gebildete“ Blaustrümpfe törichter; drittens rühren die Fragen ans Unerklärliche jeder Dichtung, mag sie — höchst selten — aus jäher Erhellung fließen oder aus dem Zusammenspiel von Eingebung, Ideen, Erlebnissen und Fleiß. Das Unerklärliche liegt darin, daß ein Mensch berufen und befähigt wurde, sich so göltig zu äußern, daß sich Wesentliches oder Wesenhaftes zur lebendigen Gestalt verwandelt.

Richtet er die eingangs aufgereihten Fragen an sich selber, so begreift er die Entstehung seiner Werke nicht ganz. Es ist kaum zu enträtseln, warum ein dreizehnjähriger Knabe selig und bang plötzlich Gedichte hervorstammelt und dann jahrelang monatlich dreißig Strophen schreibt.

Das wird von anderen bald entdeckt. Die Lehrer beachten seine Aufsätze. Und was mich betrifft, wenn ich vor meinem 70. Geburtstag den Blick zurückwenden darf, so trat ich, als bester jugendlicher Verseschmied auserlesen, fünfzehnjährig 1913 unweit Marienburgs nahe Kronstadt vor die Öffentlichkeit bei der Einweihung eines Gedenkturms für die Scholaren meines Gymnasiums, die dort im Heer der Stadt vor 300 Jahren in der Schlacht gegen den tyrannischen Landesfürsten Gabriel Báthory gefallen waren. Viel Volk und Schulkinder, dazu die obersten Klassen aller deutschen Gymnasien Siebenbürgens mit Fahnen, bunten Mützen, Schärpen, schwarzem Flaus und weißen Hosen standen unter mir, als ich von der Brüstung des Baus mein Gedicht vortrug. Heute noch geschieht's, daß Landsleute mir sagen: „Zum erstenmal sah ich Sie bei der Weihe des Studentendenkmals, ein herrlicher Tag!“ — Angenehm war für mich auch der nächste, denn ich las das Gedicht und meinen Namen in den Zeitungen.

Drei Jahre später lag ich an der Front. In der Brusttasche verwahrte ich vom Regen verfärbte, immer strenger gesiebte Verse, die sich ununterbrochen vermehrten, darunter schon welche, die sich später in meine Gedichtbände einpflanzen ließen.

Als meine Heimat Rumänien zufiel und ich in dessen Heer 1919 nach Ungarn ziehen mußte, erregte die sich genialisch gebärdende kurzlebige Kunstzeitschrift „Das Ziel“ in Kronstadt die Deutschen Siebenbürgens. Unter dem Decknamen *Rich Lich* (Heinrich Zillich) wurde ich ihr meist gedruckter Hausdichter und gewann auch den 1. Preis ihres literarischen Wettbewerbs mit dem Gedicht, das erschrocklich „Blutlied“ hieß und das ich heute nur mit Heiterkeit zu lesen vermag. Es machte mich „berühmt“ und verschaffte mir Gelegenheit, die „ars amandi“ zu lernen. Eine schriftstellernde Quartiergeberin trieb die Begeisterung für die Kunst dazu, kaum saß ich neben ihr, mir mit der Fußspitze an den Stiefel zu stoßen: „Herr Leutnant, wir werden ein Sensationchen erleben“. Männer mögen es nicht, so deutlich aufgefordert zu werden. Sie rächte sich, indem sie ein nettes Mädchen, das es gescheiter anstellte, in einer Geschichte verhöhnte. Da schrieb ich meinen ersten polemischen Aufsatz; alles spendete mir Beifall. Ach, früher Ruhm! Süß

wie Wein, der natürlich Falerner oder Malvasier heißen muß. Als reifer Mann trinkt man eher Mosel und Burgunder.

Beim Studium in Berlin erfuhr ich, im „Café des Westens“ verkehre die Boheme. Das lockte mich hin. Mit den Klugschwätzern ins Gespräch zu kommen, gelang mühelos. Als sie ins „Romanische Café“, dreihundert Meter weit, umsiedelten, ritten wir auf Stühlen die Tauenzienstraße entlang bis zur neuen Stätte unseres Genies, die mich bald anödete, obwohl ich auch Menschen begegnete, die in der Literaturgeschichte vermerkt blieben. „Oh, Sie Offiziersgesicht, zerfleischen möchte ich Sie, aber mit zärtlicher Wut“, fauchte mich eine ältliche Lyrikerin an, deren Sohn ich in die Flucht geschlagen, als er ein Mädchen belästigt hatte; ich bevorzugte eben jugendliche Naive, keine Charakterdarstellerinnen.

Akademisch zweifach graduiert, als Doktor der Staatswissenschaften und auf meines Vaters Wunsch als Diplomkaufmann, kam ich Ende 1923 heim und hielt meine zwei ersten Bücher in der Hand. Das eine — „Wälder und Laternenschein“ — schildert eine Gymnasialenliebschaft. Und Erwin Wittstock behauptete stets, es sei das Schönste, was ich geschaffen; darum lese er nichts mehr von mir. Er las alles. Die Mütter verboten den Töchtern vergebens die Erzählung; sie sei verführerisch. Das dummste Witzblatt, das Friseure ihren Kunden überreicht haben, die „Neppendorfer Blätter“, nannte mich sogar „Wälder- und Laternenschwein“. So rauh gings damals zu; ich geriet in den Ruf, verrucht zu sein, was Männern selten schadet.

Inzwischen hatte ich mit Gust Ongyerth eine Kulturzeitschrift gegründet. Anfangs angefeindet, bald angehört, überzeugte sie, einer ernsten Aufgabe zu dienen, und so wurde der „Klingsor“ die Plattform geistiger Bemühungen und der Völkerverständigung, für sechzehn Jahre. Zu den Mitarbeitern zählten auch hervorragende Rumänen und Madjaren, außerdem ein großer Teil der wichtigsten binnendeutschen Dichter. In den Beginn dieser Entfaltung fiel ein Satyrspiel. Der „Simplicissimus“, München, zu jener Zeit noch immer das beste satirische Wochenblatt der Welt, suchte eine Geschichte, die bekannte Zeitgenossen in eine für sie unmögliche Lage brachte. Ich verzauberte General Ludendorff in eine Tänzerin. Nun saß, nach Kronstadt verweht, der Übersetzer Heinrich Horváth dort in den Cafés; ich erzählte ihm von meiner Groteske. „Bauen Sie“, meinte er gönnerisch, „noch den geschwätzigen Hermann Bahr als Kartäuser ein“. Ich tat es. Der 1. Preis fiel an mich, und Horváth, der keine Zeile beigesteuert hatte, forderte die Hälfte der Summe für sich. Das amüsierte die Redaktion des „Simplicissimus“ sehr. Mich widerte es an, ich warf ihm den Betrag hin.

Dieses Erlebnis hätte mich lehren sollen, Menschen auszuweichen, die daran verdienen wollen, daß andere etwas können; ich lernte es bis heute nicht, weil ich's immer vergesse, daß man derart Gewinn ziehen kann.

Meine Novelle „Der Urlaub“ entstand in einer Nacht; der Anlaß dazu war völlig äußerlich; für einen schon angekündigten Leseabend brauchte ich eine Erzählung. Nach dem ersten verträumt hingemalten Satz gebar sich Wort aus Wort, die ganze Handlung, die aus Erlebtem, längst Vergessenem wuchs, unheimlich und wunderbar. Die Berliner Zeitschrift „die neue linie“ veranstaltete alljährlich ein Preisausschreiben für die beste deutsche Novelle des Jahres, wobei die Einsendungen — es waren rund tausend — anonym sein mußten; 1932 schickte ich den „Urlaub“ hin und erhielt den 1. Preis. Zwei Jahre später wiederholte sich das mit meinem „Baltischen Grafen“. Nachher versuchte ich die Götter nicht mehr.

Nach der ersten dieser Preisurteilungen führte mich eine Lesereise durch Deutschland. Daheim wuchs indessen der Stapel der Verlagsangebote einen halben Meter hoch. In Berlin rief mich der Leiter des S. Fischer-Verlags, Bermann, im Hotel an; er bitte, mich

seinem Schwiegervater, dem großen Samy Fischer, vorstellen zu dürfen, vielleicht ergebe sich eine geschäftliche Verbindung für uns. In der Villa des alten Verlagsherrn aber war es unmöglich, zu ihm vorzudringen; er lag schwer krank zu Bett. Bermann klagte darüber, daß Thomas Mann, der meine Zeitschrift wiederholt gelobt hatte, sich fürchte, aus der Schweiz zurückzukehren, seitdem Hitler an der Macht sei; das belaste den Verlag. Nun begriff ich, warum sich Bermann so um mich kümmerte; er wollte rasch neue Autoren anwerben, um die Verdächtigung zu entkräften, er bevorzuge „dekadente“ Literatur.

Ich hatte mich schon für den Verlag Albert Langen Georg Müller entschieden. Er enttäuschte mich bis 1945 nicht. Als meine Bücher hohe Auflagen erreichten, hielt er es für unverantwortlich, das vereinbarte Honorar nicht kräftig zu erhöhen. Das gab es einst wahrhaftig! Und wie es mich berührte, versteht, wer weiß, daß kein Mitarbeiter meiner Zeitschrift je ein Honorar forderte noch empfing. Wir verdienten nicht; wir dienten. Nach 10 Jahren hatte sich ein Überschuß von etwa 160 Mark angesammelt, genug, um sie mit meinen Freunden in einer Nacht zu verjubeln. Die auslanddeutschen Autoren waren Idealisten und die Stümper unter ihnen sind deshalb bis zum heutigen Tag sehr eitel.

Um 1934 meinte meine Frau, ich müsse weg aus Kronstadt, um ungestört das Notwendige zu schreiben, das ich ahnte und noch nicht zu fassen vermochte. In Jena geisterte ich im Schriftstellerheim vier Monate herum, krank aus Angst vor der Arbeit, bis ich am 1. Januar 1935 den ersten Satz schrieb, aus dem das Nachfolgende fließen konnte; in wenigen Wochen füllte ich 120 Seiten. Darnach reiste ich erst nach Riga zu Vorträgen und eilte heim, übernahm meine Redaktionspflichten bei den drei Blättern, an die ich gebunden war; dennoch lag im Frühsommer der Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ fertig da. Ich schickte das dicke Manuskript nach München und stieg todmüde für eine Woche ins Gebirge. Erfrischt wieder im Tal, sprang mich ein Telegramm an: der Roman sei großartig und werde veröffentlicht.

Welche Befreiung! Ich befand mich ja in qualvoller Lage. Im Deutschtum Rumäniens tobte ein wütender Bruderzwist. Als ich mich gegen die radikalste Gruppe wendete, weil sie die Gemeinschaftsdisziplin verletzte, wurde ich übel angefeindet. Die Gefahr bestand, in solchem Streit zu veröden. Wieder erkannte meine Frau das Nötige; und sie bewog mich, mit ihr und den Kindern nach Bayern zu übersiedeln, um unbehindert zu arbeiten. Drei Jahre — es waren die freiesten und schönsten meines Lebens — sollte das dauern. Der 2. Weltkrieg entschied es anders, und 1940 wurde ich zum drittenmal Soldat.

Zwei Jahre vorher überbrachte mir ein kultivierter, etwas verlegener Herr aus Berlin einen dicken Akt; der enthalte, sagte er, bedenkliche Zitate aus meinen Schriften. Wie oft in Gefahren wurde ich hellwach und tat das Richtige; ich weigerte mich, das Zeug zu lesen. Doch die letzte Zeile müsse ich kennenlernen, forderte der Besucher; sie lautete: aus dem Vorangesetzten ergebe sich, daß ich ein Feind des deutschen Volks und dessen Jugend sei. Nun packte mich die Wut. Ich schrieb darunter: Wer das von mir sagt, ist ein Schwein! Am nächsten Morgen beglückwünschte mich in einem Blitzferngespräch ein hoher Beamter aus Berlin zur trefflichsten Akten erledigung, die er erlebt; er sitze in seinem Amt wirklich nur, um Unheil zu verhüten, denn die Flut der Denunziationen sei riesig, auch die aus meiner Heimat.

1945 hätte ich diesen Anschlag auf meine Existenz, wäre ich nicht ich, benutzen können, um mich als „Opfer des Faschismus“ in den täglich wachsenden Haufen der Nutznießer der Niederlage einzuschleichen. Als ich im Juni 1945 meinen Verlag besuchte, flüsterte mir ein Prokurist zu, nebenan sitze ein Herr, ein nicht unbekannter Literaturhistoriker, und verfasse im Auftrag der Amerikaner die Schwarze Liste der Autoren, die man als „national“ verbieten werde; ich möge ihn bitten, mich zu verschonen. Deutsche, die sich derart

betätigten, hatte ich nicht für möglich gehalten. Ich ging fort, ahnungslos, daß die bis heute andauernde Cliquenherrschaft übers westdeutsche literarische Leben begonnen hatte, dessen Inhalt sich vorwiegend darauf zusammenfilzte, ob ein Autor jemals anders dachte, als seine Verfolger jetzt forderten, unter denen über Nacht auch gemauserte Nazis als scharfe Inquisitoren auftauchten. Manche alte und viele neue Feme Richter erkannten sich am Gesicht, vereinigten sich und verdienten. Seit 1945 brachte die deutsche Dichtung vielleicht bedeutende Werke hervor. Unter den Büchern, die Presse und Funk groß ins Geschäft schoben, bezeichnet Günter Grass die Wertmarke. Monoton wie Leierkästen himmelt man seit über 2 Jahrzehnten den Dichter der Freiheit Bert Brecht an. Sein verkniffener Mund ließ nie erwarten, er werde zu den Freiheitskämpfern eilen, wenn sie losschlügen. Das verwirklichte sich 1953 beim mitteldeutschen Aufstand gegen Ulbrichts Terror. Wie hätte Villon, von dem er das einzig Reizvolle seines Werkes hernahm, den Balladenton, ihn als geistig primitiven Langweiler verhöhnt! Literaturprofessoren und Feuilletonpäpste werden nach 10 Jahren plötzlich ebenso urteilen.

Auch mir bescherte die Clique Not und Verleumdung. Ihr Häuptling verbreitete einmal in einem einzigen Satz drei Lügen über mich, aus denen hervorging, daß er mich gar nicht kannte. Aber wer die Macht zur Verleumdung hat, der verleumdet, wen er will. Die neuen Meinungsdictatoren beschuldigten mich wegen eines Gedichts, das ich in der Freude über Österreichs Anschluß ans Reich geschrieben, ferner zweier großer Preise und des Ehrendoktorats, die ich 1937 empfangen hatte. Was innerhalb 1933 und 1945 geschah, mußte ja teuflisch gewesen sein; eine Ehrung *literarischer* Leistungen konnte es gar nicht gegeben haben. Es gab sie doch. Mein dreifach prämiertes Buch, dessen Handlung 1919 endet, ficht übrigens für die Völkereintracht! Ein Madjarone, der es las, bestritt, daß in Ungarn Schulen madjarisiert wurden. Ich antwortete ihm: hättest du recht, wärest du ein deutscher, kein ungarischer Autor. Das verschlug ihm die Rede. Die Rumänen begrüßten das Buch, das auch in andere Sprachen übersetzt wurde.

Umsomehr verblüffte es, daß irgendwer Marshall Antonescu 1942 bewog, während ich als Gast des Rumänischen Schriftstellerverbandes im Lande weilte, alle meine Bücher zu verbieten, weil eines die rumänische Herkunftstheorie nicht blind bejahte. Ich war nun Reichsbürger, deutscher Offizier — mir blieb nach solcher Ungastlichkeit nur übrig, unter Protest meine Heimat zu verlassen, was die Aufhebung des Verbotes dank der Deutschen Gesandtschaft schnell bewirkte, abgesehen von jenem beanstandeten Buch.

Während jener Vortragsreise sprach ich auch in Bukarest. In der ersten Reihe des vollen Saales saß der bedeutende Führer der siebenbürgischen Rumänen und ehemalige Ministerpräsident Vaida-Voevod. Er sagte mir: „*Sehen Sie ins Publikum! Wieviele anständige siebenbürgische Gesichter!*“ Er strahlte. Es waren weit mehr Rumänen als Deutsche da, allerdings wohl zu drei Viertel Siebenbürger, und das erfreute ihn. In Bukarest schienen die Vorkämpfer der Westrumänen nicht heimisch geworden zu sein. Als Sachse hielt ich es — wen wundert's! — mit Vaida-Voevod und Julius Maniu, mit dem ich 1919 als Kurieroffizier in seinem Salonwagen von Hermannstadt nach Großwardein gefahren war. Er, damals Regierungsoberhaupt Siebenbürgens — ein leider bald beseitigtes Amt! — fragte mich, wie sich die Ostrumänen, die „Regatler“, als Soldaten und Kameraden betrug. Nun, für k.u.k. Begriffe recht mangelhaft. Ich sagte es ihm; wir sprachen deutsch, beide vor kurzem noch kaiserliche Offiziere. Er hatte den Anschluß meiner Heimat an Rumänien herbeigeführt, und doch — er mißtraute denen von jenseits der Karpaten, denn sie waren, wie mir einer ihrer klügsten Männer lachend erklärte, so hungrig, daß sie wegaßen, was sie nur vor die Zähne kriegten. Maniu wurde wie Antonescu ein Opfer der siegreichen Kommunisten. Doch gleich Vaida-Voevod verband auch er mit Siebenbürgen Anständigkeit und Sauberkeit, ohne Unterschied der Völker, und

so dachten die großen rumänischen Dichter aus Siebenbürgen ebenfalls: Lucian Blaga, Liviu Rebreanu, Octavian Goga — ich kannte sie — und mit ihnen Millionen Westrumänen.

Tyrannie ist immer arg, ob sie offen handelt oder demokratisch getarnt. Tritt sie offen auf, kann es möglich sein, einen gewichtigen Ehrenmann im Staatsdienst zur Beseitigung von Schändlichkeiten zu gewinnen, äußert sie sich in demokratischer Verlarvung, so greift man oft in die Dickichte der Klüngel, die einen Vorteil davon haben, die schändliche Situation fortbestehen zu lassen. Der von ihnen Befehdete mag sich wehren — meist kann er auch das nicht, weil er totgeschwiegen wird — er ist doch fast regelmäßig der Besiegte, selbst wenn sein Recht wie Gold funkelt.

Stets verblüfft es aber, wen man duldet. Göring hatte einst gesagt: wer Jude ist, bestimme ich. Das mußte natürlich ein Beamter durchführen. Dieser Beamte war zufällig ein Studienkamerad von mir, ein Berliner, die Verkörperung preußischer Ehrenhaftigkeit. Er rettete unzählige Menschen. Was er nach 1945 erlebte, erbitterte ihn; er starb daran, bald nachdem er Universitätsprofessor geworden war. Seine Witwe bat mich, einige seiner Bücher zur Erinnerung an ihn mitzunehmen. Ich zog zwei aus dem Regal. Im Flugzeug schlug ich das eine auf, ein Philosophisches Wörterbuch, erschienen 1943; Verfasser war der neue Herr meines Verlages, der diesen gänzlich umgebaut, auch mich hinausgeschmissen hatte. Während ich in dem Handwörterbuch las, war es mir, als habe der tote Freund mir den Band selbst überreicht, er, der Helfer der Juden, denn das Buch strotzte von antisemitischer Voreingenommenheit; der Autor hatte sich aber inzwischen in einen Patentdemokraten verwandelt und war ein Vertreter der Gewerkschaften. Nun, ich kenne manche Dichter und Gelehrte, die solches Zeug nie geschrieben hatten, doch nach Art und Wesen der Clique nicht passen und daher seit 1945 von Presse und Rundfunk totgeschwiegen werden, oft ins Elend gerieten, obwohl es bedeutende Männer sind.

Gegen diesen Verlagsdirektor, der es heute nicht mehr ist, war es unmöglich, eine Autorenrevolte zu veranstalten, wie wir sie 1938 wider den Reichsleiter Ley über Nacht zusammentelefont hatten, weil es ihm eingefallen war, mit Ausnützung von Verlagschulden den genialen Verlagsleiter Gustav Pezold fristlos zu entlassen, der seine dummen Reformpläne ablehnte. Eine große Zahl sehr bekannter Dichter eilte am nächsten Tag nach Berlin, um bei Ministern für Pezold einzutreten, den zu seinem Schutz die Marine schnell zu einer Waffenübung einberief. Es lag auch gegen uns schon ein Haftbefehl der Gestapo vor, doch wurde er nicht durchgeführt; es hätte einen Skandal sondergleichen gegeben bei solchen Namen. Die „Revolte“, obzwar von einigen Ministern für recht befunden, blieb erfolglos. Pezold klagte gegen seine Entlassung, gewann den Prozeß und eine sehr hohe Schadenersatzsumme. Und der Verlag blieb selbständig wie vorher. Im Jahre 1949 kehrte Pezold wieder an dessen Spitze zurück. Konkurrenten sorgten dafür, daß die Amerikaner ihn bald absetzten. Autorenrevolte? Nur ein Narr hätte jetzt an derlei denken können. Stattdessen kam jener Verfertiger des Philosophischen Wörterbuchs. Wir waren machtlos wie nie zuvor. Unser Werk hatte keine Heimstatt mehr. Da und dort, in verschiedenen Verlagen landete man. Ich habe nie wieder erlebt, daß einer sich um mich vorbehaltlos kümmerte.

Nach 1952 betreute ich meine nach Westdeutschland geflohenen Landsleute ein Dutzend Jahre als ihr Vorsitzender und wurde daher zum „roten Tuch“ im roten Rumänien gemacht. Das ging freilich von den wenigen aus, die meine Anstrengungen zur Zusammenführung zerrissener Familien ablehnten, weil sie meinten, die „Position“ der Deutschen oder Evangelischen in Siebenbürgen müsse, obwohl unhaltbar geworden, gehalten werden. Konnten Rumänen auf so etwas verfallen? Ich hatte wieder die Ehre, von Landsleuten bei den Mächtigen als Schädling denunziert zu werden.

Verkannt und verleumdet zu werden, ist nicht allein das Los der Politiker, sondern ein Wesenszug unserer Gegenwart. Und oft geht's dabei so dumm zu, wie jene Dame war, die mich im Zug fragte: sind Sie es? — Ich bin's! — Ach, schnatterte sie, wie Sie es nur zustandebrachten? Erst waren Sie Österreicher; na, die reden deutsch, dann Rumäne. Plötzlich rumänisch sprechen zu müssen in der Familie, das muß schwer sein! — Ich unterbrach: Haben Sie meine Bücher gelesen? — Alle! — Lesen Sie sie nochmals!

Das wäre auch jedem zu raten, der mich verlästert.

An diese Dame dachte ich, als ich 1953 den „Südostdeutschen Literaturpreis“ bekam und der Protest eines Münchner Boulevardblattes, das von mir nichts wußte und mich dennoch anschwärzte, ein Durcheinander hervorrief! Dieses Stück Schilda will ich einmal genau schildern.

Aber wie unwichtig ist das alles gemessen an der schicksalhaften Wirkung von Büchern! Am 9. Juli 1947 besuchte mich ein junger rheinischer Fabrikant. Als Oberleutnant im Herbst 1944 verwundet und in Kronstadt geheilt, wo ihm Schwestern aus der Stadt trotz der russischen Lazarettleitung meinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ zu lesen gaben, schöpfte er daraus einen so genauen Einblick in die Landschaft der Umgebung, daß er — nach einer Kur in Marienburg — beim Abtransport nach Rußland mit Kameraden die Wachen bei Brenndorf überwältigte, vom Zug sprang und sich sofort im Gelände heimisch fühlte. Er kam zu einem von mir geschilderten Gehöft, blieb dort versteckt im Futterkeller, und da er holländisch sprach, schrieb er sich selbst einen Passierschein für einen verschleppten niederländischen Zwangsarbeiter; ein Dorfamtsstempel verlieh dem Wisch die Russen beeindruckende behördliche Sanktion. Er durfte heimreisen.

Der heute in Salzburg lebende Apotheker Anton Galister schrieb mir am 2. März 1963:

„Sehr geehrter Herr Doktor Zillich! Durch dieses Schreiben an Sie wird ein Vorsatz erfüllt, den ich vor 20 Jahren unter außergewöhnlichen Umständen gefaßt habe.

Im Winter 1942/43 habe ich als Inhaftierter in dem (rumänischen) Militärgefängnis der Festung Kronstadt (Cetăuia) auf meine Verurteilung gewartet. Der Militärstaatsanwalt, Major Josif, hatte für mich die Todesstrafe wegen „Fahnenflucht“ verlangt. Die Fahnenflucht bestand darin, daß ich als aktiver Offizier nach dem Wiener Schiedsspruch in Nordsiebenbürgen verblieben und anschließend mit der Waffen-SS in Fronteinsatz gegangen bin. Meine telegraphische Demission hat man angeblich in Bukarest nicht erhalten. Bei dem ersten Heimaturlaub wurde ich in Kronstadt erkannt, angezeigt, von dem damaligen Stadtkommandanten General Deu in seinem Arbeitszimmer, wohin er mich mit dem Vorwand, es handle sich um eine Botschaft an General Phleps, gelockt hatte, verhaftet und während der Nacht mit einem PKW in das Festungsgefängnis gebracht. Ich war damals schon monatelang in einer Einzelzelle in Haft. „Auf Fahnenflucht in ein fremdes Land während der Mobilisierung steht die Todesstrafe, oder man muß Sie freisprechen, was ich nicht glaube“, tröstete mich Hauptmann Senchea, der Gefängnischef (er hat sich Festungskommandant betitelt).

Die Lage schien hoffnungslos, und es wäre langwierig, die verschlungenen Pfade zu schildern, auf welchen sich mein rettender Engel mir näherte. Aber unerwartet war er auf einmal da. Er sah nicht aus, wie man sich einen Engel vorstellt: war ewig lang, trug die Uniform der „Vânători de munte“ (Gebirgsjäger), hieß Kartmann, aus welchem Dorf er war, habe ich leider vergessen, und war für die Reinigung meiner Zelle bestimmt. Er grüßte mich, als wir unter vier Augen waren, auf deutsch, redete mich mit meinem Dienstgrad an „Sagen Sie mir bitte, Hauptsturmführer, was Sie wünschen, ich tue alles für Sie: Feile, Seil, sogar einen Revolver kann ich Ihnen verschaffen!“ „Geh zu dem deutschen Fürsorgeoffizier gleich neben dem Hotel „Krone“, ich habe Geld bei ihm, hier hast Du eine Quittung. Er soll Dir einige gute Bücher für mich geben. Geh dann zu der Volksgruppenführung, sage dort, was Du hier gesehen hast, und daß ich einen guten deutschen Rechtsanwalt brauche. Vielleicht kann er mir noch helfen, und bringe mir etwas zu essen.“

Er kam spät nachmittags zurück, brachte mir das erste menschenwürdige Essen aus dem „Silbernen Messer“. Am nächsten Morgen erschien bei mir der alte Herr Dr. Fabritius, er hatte seine Kanzlei in Kronstadt und sein Sohn, ebenfalls Rechtsanwalt, in Bukarest. Buch hatte mir Kartmann nur eines mitgebracht: Den „Weizenstrauß“ von Ihnen, Herr Dr. Zillich!

Nun, ich habe angefangen, den Roman zu lesen, vergaß die Kälte, den Schmutz der Zelle, die Entbehrungen, die ich hinter mir hatte, die fürchterliche Drohung des Kommenden (ich war schon abgeurteilt, man hatte mich *nicht* freigesprochen!) las und las. Ich dachte nach und es dünkte mich, ich hätte es erfaßt: Es hat alles einen Sinn, es muß alles einen Sinn haben, das Leben ... und der Tod.

Ja, sehr geehrter Herr Doktor Zillich, wenn ich wüßte, daß ich mit allen Bemühungen meines Lebens nur einem Menschen in einer schweren Stunde einen derartigen Trost, eine derartige Kraft zum Ertragen des Lebens, zum Erleiden des Todes gespendet habe, als Sie mir damals mit Ihrem Buch, würde ich sagen: „Ich habe nicht umsonst gelebt.“ Das ist das, was ich Ihnen einmal zu sagen damals mir vorgenommen hatte und ich bin glücklich, daß sich jetzt dazu eine Gelegenheit bietet. Erlauben Sie mir bitte, sehr geehrter Herr Doktor Zillich, daß ich zum Zeichen meiner Dankbarkeit mein kleines Novellenbändchen übersende. Es ist bescheiden, aber ich habe es mit Liebe geschrieben, und Sie wissen wohl: Das Maß der Gnade, das wir einst bekommen haben, ist verschieden groß und ein jeder kann nur mit dem Eigenen schöpfen.“

Ich antwortete ihm am 5. März 1963:

„Sehr geehrter Herr Galster! Ihr Brief gehört zu denen, die dem Empfänger nicht nur von Herzen willkommen sind, sondern die er auch nie vergessen wird. Daß Ihnen mein Roman in einer so schweren Stunde helfen konnte, Ihr bedrohliches Schicksal für eine Weile zu vergessen, höre ich von Ihnen mit Freude und Dankbarkeit, aber auch mit einer gewissen fast religiösen Erschütterung. Sie werden das sofort verstehen, wenn ich zur Erklärung berichte, daß bei den in Bromberg im Sommer 1939 in Haft befindlichen Führern der deutschen Jugend in Polen vereinbart worden war, mit einem Buch von mir und zwar mit dem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ die bevorstehende Befreiung durch die deutschen Truppen von Zelle zu Zelle anzukündigen. Einer der Wächter — vielleicht war es auch ein Deutscher — trug das Buch von Häftling zu Häftling und zeigte es wortlos vor, und die unglücklichen, durch arge Mißhandlungen mitgenommenen jungen Männer und Mädchen wußten nun, daß in kurzem die deutschen Panzer im Ort sein würden, was dann auch geschah, ohne daß den Eingekerkerten in den letzten Stunden noch Böses angetan wurde.

Ist es nicht seltsam und in einem schönen Sinne unheimlich, daß zweimal Bücher von mir in Haft sitzenden Unschuldigen ein Gutes bringen konnten, Ihnen Trost und Vergessen, den jungen Leuten die Aussicht auf Erlösung?

Im übrigen habe ich mit dem „Weizenstrauß“ noch etwas Eigentümliches erlebt. Das in dem Buch geschilderte Schicksal der Kriegswitwe und ihrer beiden Töchter hatte ich mir selbst ausgedacht; es war ein Produkt meiner Phantasie. Als das Buch aber erschienen war, empfing ich den Brief einer Frau, die mich auf freundliche Weise fragte, woher ich ihr und ihrer Töchter Schicksal so gut kenne, daß ich es richtig erzählen konnte. Sie hatte tatsächlich, zwar nicht in Kronstadt, fast dasselbe erlebt wie die Kriegswitwe des Buches, bloß, daß der Tod des Geliebten der Tochter erspart blieb. Das Leben hatte also die Handlung meines Romans bestätigt.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir Ihre Begegnung mit dem „Weizenstrauß“ nicht vorenthalten haben. Ich danke Ihnen auch herzlich für Ihr Buch, das ich in den nächsten Tagen lesen werde ...

Aber Bücher haben nicht nur ein Schicksal, sondern sie greifen in Schicksale hinein, und daß dies in Ihrem Fall in einer so tröstlichen Weise sein durfte, beglückt mich, obwohl ich es nicht bewirkt habe; es war eine Fügung.“

Am 18. August 1965 klingelte es abend bei mir. Ein Fünfzigjähriger stand am Tor. Er entschuldigte sich, zu so später Stunde anzuklopfen. Er habe als Urlaubsgast in Starnberg eben von den Wirtsleuten gehört, im Mühlbergsschlößl wohne ich. Da sei er hergeeilt, um mir Wichtiges zu berichten. Leider weigerte er sich hartnäckig ins Haus einzutreten. So erfuhr ich seine Geschichte, indem wir in der schönen Nacht im Garten hin- und herwanderten.

Nach Kriegsende saß er, ein Generalstabsmajor, im Gefangenenlager Moosburg, wo man die deutschen Offiziere gemein behandelte. Mein Roman „Der Weizenstrauß“, den einer mithatte, wurde immer aufs neue gelesen. Die erbitterten Männer fanden trotz Trost an einer Stelle des Buches, die er mir im Wortlaut wiedergab: „Zeiten gab es einst, da senkte der Sieger den Degen vor dem Unterlegenen, nun sie sind vorbei!“ und diese auch: „1919 saßen nicht große Metternichs, nicht süßduftende Kaunitze, kein maßloser Napoleon, sondern Spießbürger, rachsüchtige Greise, beisammen aus London, Washington

und Paris, ohne eine Kugel pfeifen gehört zu haben. Die schlossen Frieden und spuckten den Besiegten ins Gesicht.“ Die drei Sätze hielt der Major dem amerikanischen Lagerkommandanten einmal vor die Nase. Dafür mußten er und ein Oberstleutnant eine Nacht lang in einem Keller stehen, in welchem man langsam Wasser hochsteigen lassen konnte bis zum Bauch der Gefolterten, manchmal höher. Den Major konnte dies nicht erschüttern. Für ihn war das Wort, daß es einst Sieger gab, die vor dem Unterlegenen den Degen senkten, eine Stärkung, weil er erkannte, was seinen Quälern zur Ehre des Siegers fehlte. Dafür dankte er mir. Er verabschiedete sich. Ich stand allein in der sternvollen Nacht mit einem Gefühl, wie es aus Chorälen quillt.

Ich kannte sehr viele der bedeutendsten deutschen Dichter unserer Zeit und einige anderer Völker; mit manchen war oder bin ich befreundet. Die Hälfte von ihnen, die Erlösten, liegt freilich im Grab. Ich gehörte dem Lippoldsberger Kreis an, dessen Zusammenkünfte Goebbels schließlich unmöglich machte. Trotzdem verschränkte man uns nach 1945 als Gruppe von Nationalsozialisten, zu der, das sei unvergessen, auch der Hausdichter der Bundesrepublik dank Theodor Heuß, Rudolf Alexander Schröder, gehört hatte, der mich im Juni 1945 aufsuchte und verzweifelt stöhnte: „Zillich, das Reich, das Reich!“

Nach verlorenen Kriegen soll man Lustspiele schreiben, sagte Novalis. Ich verfaßte den humoristischen Roman „Grünk“, ich schrieb nachher den Roman „Der Sprung im Ring“ — eine Liebesballade. Beiden versagte sich ein größerer Absatzserfolg. Es fehlte ihnen das Echo der führenden Presse und des Rundfunks. Beide Bücher spiegeln auch einen Teil des deutschen Schicksals ohne Verzerrung; das liebt man heute nicht.

Ehrungen empfing ich vor 1933 und nachher, auch nach 1945. Fast eineinhalb Millionen meiner Bücher liefen in die Welt. Gern lese ich vor; ich tat es in vielen Städten, Ländern, selbst in Amerika. Dabei vermißte ich nie einen guten Widerhall. So Gott hilft, finde ich die Kraft, noch einiges zu schaffen. Nun bin ich bald 70 Jahre alt. Der Zustand des Abendlandes und die Aufspaltung des deutschen Volkes geht mir nie aus dem Sinn. Blicke ich aber zurück, so erfüllt mich Dankbarkeit für die Gnade, die mich — auch in Notzeiten — leitete und die ich wie den leichten führenden Druck einer Hand auf der Schulter immer spüre.

Anmerkungen

Von Heinrich Zillich

Stinkende glauben, die Menschen könnten nicht riechen.

Die Aufgabe der Schurken? Das Wertvolle zu vernichten!

Kein Schurke vermag zu leben, ohne sich zu belügen.

Schurken ist's versagt, Gegner zu bekämpfen, ohne sie anzuspucken.

Was Schurken uns auch antun können — es reicht an die Ehre nie heran, von ihnen gehaßt zu werden und sie zu verachten.

Verachten-Dürfen ist eine Gnade. Nicht-Hassen-Können dieselbe Gnade.

Der herrlichste Baum lockt Hunde nur, das Bein an ihm zu heben.

Getretene Hunde verbeißen sich in die Ferse.

Sklavenseelen erkennt man sofort, wenn Gefahr droht; sie beeilen sich, ihre Schuld zu bekennen oder zu leugnen, um Gnade zu erwinseln, und sie verraten ihre Kumpane.

Unerträglichster Alptraum: Söhne hingeschlachteter Eltern, Gatten geschändeter Frauen, Väter von Kindern, die die Henker verhungern ließen, büßen diese Mörder, denen sie entrannen, gut von ihnen zu reden.

Das Verhältnis vieler Literaten zur Weltgeschichte gleicht dem des Straßenseggers zum Verkehr: Roßpfel aufheben, weil sie schmutzig sind und davon leben.

Vor einem Amtsgericht in München liegt ein roh aus Stein gehauener Ochse. Beim Vorübergehen hörte ich einen Herrn zu seinem Begleiter sagen: „Da verendete das letzte Rindvieh, das auf Erden noch an Gerechtigkeit glaubte!“

Wer an dir schuldig wurde, dessen Rache gewärtige.

Die Frau weiß, was geschehen ist, der Mann, was geschah.

Man muß Abstand von den Dingen haben, um ihnen auf den Leib zu rücken.

Nur in der Stille klingt der Ton rein; nur wer die Gnade hat, Gott um sich zu fühlen, erahnt die Ewigkeit und zweifelt nicht am Sinn der Welt.

Ich sah in drei Kriegen Soldaten ins Feuer gehen, angstvoll zwar die meisten, doch ohne Zögern bereit, für ihr Volk zu sterben. Das geschieht nur solange, als nicht allein Pflicht und Vaterlandsliebe sie binden, sondern ihr Herz sich der Entscheidung Gottes über ihr Los beugt, weil sie ihn unaussprechbar in sich fühlen. Wenn dieser heilige Bezug verdorrt, läuft vor dem Feind das bestgedrillte Heer bald auseinander. Denke ich daran, wie sie kämpften und fielen, Jahre lang, Millionen, Gott ergeben, willig sich aufopfernd für andere, dann staune ich, daß die Priester diese bewiesene Fülle von Religion im Menschen gar nicht gewahren. Die viel beredete Gottlosigkeit unserer Zeit sammelt sich allein in denen, die Gott nicht anfaßt, weil er sie verwirft. Das sind nicht die Sünder und Prasser, nicht die Reichen oder Armen, selbst nicht die Mörder; Pharisäer sind es, die, von der eigenen Vortrefflichkeit überzeugt, sich selbst vergöttlichen, und es sind die lustvollen geschäftsgierigen Zerstörer der Werte, die das Leben erhellen.

An gebrochenem Herzen, an der Schande sterben — große wahre uralte Worte für einen Tod, den gemeine Zeiten nicht kennen. Wenn aber in solcher Zeit, gequält von ihrer Schmach die Edlen ihn im Herzen tragen wie ein Gift, jede Sekunde in Gefahr, daß es sie durch ein Gran Zuviel auslösche, dann beginnt die geschichtliche Stunde der Befreiung, Erlösung, der Wahrheit, und Gott kehrt uns sein Antlitz wieder zu.

Was ich 1942 in Horthy-Ungarn erlebte

Von Heinrich Zillich

Man wirft Johann Weidlein manchmal vor, er stelle die Zustände Horthy-Ungarns zu kraß dar, wiewohl er alles genau belegt. Man will es nicht wahrhaben, weil's so unglaubhaft anmutet. Auch ich dachte wohl so, hätte ich im 2. Weltkrieg, im Frühling 1942, die deutschen Siedlungsgebiete dieses mit dem Reich verbündeten, von ihm mit Landgewinn üppig beschenkten Staates nicht mit wachen Augen besucht. Ich kannte die Lage der Deutschen und Madjaren in Rumänien, ich hatte Ungarn schon oft betreten, 1919 monatelang durchstreift, ich war kein „Greenhorn“, doch was ich nun sah, bestürzte mich. Umsomehr beglückte das Erwachen der Schwaben zum Selbstbewußtsein.

Im Bakonyer Wald kam ich in Orte, deren sehr arme Einwohner abhängig waren von der Gnade des Bischofs von Weißbrunn (Veszprém). Wer sich von ihnen zum „Volksbund“ bekannte, verlor sein kärgliches Brot, das allein durch Tagelöhnerei in den kirchlichen Forsten — Stundenlohn 22 Heller ohne Essen! — beschafft werden konnte. Die Stuhlrichter (Vizelandräte) herrschten wie Potentaten. Prügel dienten der Vaterlandsliebe. Der Bischof leugnete, jemals gegen die Schwaben gehetzt zu haben; man hielt ihm seine ihn überführenden Rundschreiben vor; dennoch — er blieb im Amt. Das Chri-

stentum schien hier nur der Schnörkel am hemmungslosesten Chauvinismus zu sein. Die ansässigen Deutschen galten nichts, obwohl ihre Brüder für Ungarn gegen Rußland kämpften und ihr Blut auch in den Adern zahlloser bedeutender Madjaren rinnt.

Das Horthy-Regime, so von innen erlebt, entlarvte sich mir, der mit dem Ungartum aus siebenbürgischen Erfahrungen andere, bis heute liebe Vorstellungen verknüpft, als System der Unterdrückung, sozialer Rückständigkeit und Drückebergerei von der Front. Den schmerzlichen Hohn im Antlitz des deutschen *Gesandten von Jagow* vergesse ich nie, als er mir am 12. Mai 1942 in seiner Budapester Residenz am Teetisch sagte, zwar dürfe er auf Hitlers Weisung für die Volksdeutschen keinen Finger rühren, doch sei's ihm doch und als erstem gelungen, zwei Gendarmen ins Gefängnis zu bringen, weil sie Donauschwaben geschlagen hatten.

Was gewärtigte aber der Bauernbursch, der beim Dorftanz einen Walzer wünschte, wenn ohne sein Wissen ein Ungar vorher einen Tschardasch befohlen hatte? Prügel von den Gendarmen! Und wegen „Schmähung der madjarischen Nation“ eine Gerichtsstrafe! In Farkasgyepü gehörte die Dorfstraße dem Bischof, dem die Bauern 80 Zentner Kartoffeln zahlen mußten — für das Gras daran. Ein deutscher Jugendführer stand beim Singen der ungarischen Nationalhymne — in der Kirche! — nicht stramm genug; das bezeugte der Pfarrer vor Gericht, obwohl er, zum Altar gekehrt, es nur durch ein Gotteswunder hätte beobachten können. Vier Monate Gefängnis! Soll ich fortfahren? Ich habe Stoff in Fülle!

Es genüge der *Vorfall in Mecsekszabolcs*. Über ihn berichtet mein Tagebuch:

„Fünfkirchen, 10. Mai 1942

Beim Frühstück lese ich die Zeitung „Dunántul“; entdecke drin eine Gefallenenliste, jeder dritte Name ist deutsch, viele slawisch; die Minderheiten scheinen für den Ruhm Ungarns zu sorgen*) ... Mit dem Gebietsstabsführer der Schwäbischen Türkei Florian Krämer, einem kräftigen, energischen, sicheren Mann ... fahre ich in die Dörfer. Es ist Sonntag, schönes Wetter. Auf den Straßen sieht man keine Wagen, nur hinter Krämers recht klapprigem Gefährt flattert der Staub nach.

Krämer stammt aus der Batschka ... unter serbischer Herrschaft ging's den Volksdeutschen da, verglichen mit Ungarn, gut. Renegaten gab es selten. Krämer betreut — eigentlich ohne Hilfe — 250 000 Deutsche in 265 meist reindeutschen Gemeinden, das größte deutsche Siedlungsgebiet Ungarns ... Gestern erfuhr er von einem ungarischen General, daß in dessen Gegenwart der aus Fünfkirchen stammende Innenminister, der Renegat Keresztes-Fischer, in Großwardein die Mär verbreitet habe, 60 000 deutsche Soldaten seien bei einem mißglückten Landungsversuch in England umgekommen im Öl, das die Briten aufs Meer gegossen und angezündet hätten. Keresztes-Fischer lachte dazu: *Gott sei Dank, so werden sie weniger* ... Krämer erzählte: neulich brüstete sich ein Ungar in einem Restaurant, er habe als Bergmann in Stuttgart erlebt, wie die Stadt von den Engländern völlig vernichtet wurde; ihm sei nichts geschehen, er saß 1500 m unter Tag. Als Krämer einwarf, in Stuttgart gebe es keine Bergwerke, bedrohte ihn das Publikum. Ein Polizist nahm schließlich den Lügner fest.“

Mit Krämer und Böß kam ich nach Mecsekszabolcs, in ein Bergarbeiterdorf, 5 km entfernt von Fünfkirchen, wo ein deutsches Schulfest stattfinden sollte.

„Als wir eintrafen, staunten wir über die vielhundertköpfige umherflutende Menge. Madjarische Chauvinisten hatten ihren Anhang aus der Stadt aufgeboten, die Versammlung zu sprengen. Vor der Tribüne standen Schüler des Fünfkirchner deutschen Gym-

*) Nach der Volkszählung 1930 betrug der Anteil der Madjaren an der Bevölkerung Ungarns 92,1%, der Deutschen 5,5%, der Slawen 1,6%, der Rumänen 0,2%.

nasiums, etwa hundert zehn- bis zwölfjährige Buben und Mädels neben ebenso vielen Erwachsenen. Trotz einem Dutzend Gendarmen mit Hahnenfedern auf ihrem Topfhut tobte rundum die Masse, dazwischen viele Blondhaarige — entvolkte Schwaben. Auch zwei Notäre (Gemeindeschreiber) waren anwesend; der eine hieß bis vor kurzem Gebhard, nennt sich jetzt Lóránt; der andere, Beiz, heißt nun Bérás. Einer dieser Ehrenmänner versuchte die Schreier mit lendenlahmer Ansprache zu beruhigen. Vergebens. Kurz darauf flunkerte Lóránt uns vor, eine Schülerin habe gesagt, man müsse alle Ungarn erschießen. Auf solche Art schob er vorsorglich die Schuld an etwaigen Ausschreitungen einem Schulmädchen zu.

Inmitten des Gebrülls hielt der kleine deutsche Block aus. Krämer bemühte sich mit einer ungarischen Rede um Verständnis. Erfolglos. Dann forderte er deutsch die Landsleute zur Vermeidung jedes Streites auf. Außerdem teilte er mit, ich, ein Gast und Schriftsteller, werde von diesem Vorfall bestimmt in Deutschland berichten, was die Schwaben mit Beifall begrüßten, während Lóránt den Gendarmen eilig befahl, die Menge wegzudrängen, was nur für Augenblicke half. Gleich darnach flogen Steine in die Schüler hinein und aufs Podium, wo wir standen und die Hälse einzogen.

Als die Kinder nun rasch ins dörfliche Schulgebäude geführt wurden, schritten sie — übrigens sehr mutig — durch ein Spalier von Geifer und Wahnwitz. Ich merkte mir einige der Zurufe: *„Wir wollen das Burgenland zurück“, „Zurück mit Preßburg!“, „Schwaben sind keine Deutschen!“*; und auch den bekannten Absud nationalistischer Provinzdummheit hörte ich: *„In Ungarn darf nur magyarisch gesprochen werden!“*

In Rumänien hatten chauvinistische Beamte Jahre lang Tafeln in den Ämtern hängen lassen: *„Vorbiți numai românește!“* (Sprecht nur rumänisch!) Man hatte dort einmal auch verboten, deutsche Ortsnamen zu verwenden; mitten im deutschen Text unserer Zeitungen sollten Gemeinden rumänisch bezeichnet werden. Wir hatten uns dagegen zäh, zuletzt mit Erfolg gewehrt.

Doch jetzt, im Krieg, solche Parolen? Preßburg dem slowakischen Bundesgenossen, das Burgenland dem Deutschen Reich zu entreißen! Von schwäbischen Kindern forderte diese Herkulestat — wer? Eine Menge kräftiger Burschen — manche trugen eine Feder auf komischen Mützen — keiner war Soldat. Eine abgründige Lächerlichkeit!

Das Tor des Schulhauses, in dem Mädels und Buben verschwanden, bewachten die Gendarmen. Uns Erwachsene griff niemand an, selbst mit Schmähungen nicht. Kein Stein flog uns nach, als wir im klapprigen Auto, Krämer, Böß und ich, zur Stadt abfuhren, um Hilfe für die Kleinen heranzuholen. Solche Wurfgeschosse — es sollte sich erweisen — waren für Kinder bestimmt.

In Fünfkirchen verweigerte der Gendarmerieoffizier vom Dienst jede Unterstützung, denn drei ungarische Gendarmen genügten, dreitausend Menschen in Schach zu halten, was wir in Mecsekszabolcs leider nicht bemerkt hatten.

Seine Heldentöne erheiterten mich. Vor etlichen Monaten hatte ich in Rußland im Stabe der Marschälle Rundstedt und Manstein ungarische, rumänische und deutsche Verbände beobachten können. Diesem Hinterlandsleutnant aber fehlte jeder Grund, mit den Gockelschwanzfedern zu prunken.

Unser Auto versagte; wir konnten nicht zurück nach Mecsekszabolcs. Da sagte uns ein Motorradler: Buben und Mädels seien, geschützt von den Gendarmen, unterwegs zur Stadt. Wir atmeten auf und gingen zum Abendessen in einen Wirtsgarten. Es wurde Nacht. Plötzlich stand ein Junge mit blutverschmiertem Gesicht vor uns. Wir vernahmen: die Gendarmen hatten die Kinder bloß bis zur Dorfflurgrenze begleitet und sie dann in der Dunkelheit allein gelassen, worauf die Chauvinisten — darunter Studenten! — heraneilten und wieder Steine auf die Wehrlosen schleuderten. Etwa zwanzig wurden

getroffen, eine gute Jagdstrecke: ein Fünftel des vorhandenen Bestandes, der auseinanderstob und nach Hause lief. Einige Knaben ließen ihre Wunden sofort stolz fotografieren. Es war ein — freilich kindisches — Anzeichen dafür, daß die Schwaben, zu sich erweckt, jäh erlöst sind von der unbegreiflichen Anhimmlung des Madjarentums; sie gewinnen Haltung und Mut zurück. Andererseits hatten unter den nach Mecsekszabolcs geschickten Krakeelern die abtrünnigen Schwaben veranschaulicht, daß wer sich volkhafte entwurzeln ließ, damit moralisch ins Schwanken geriet.

Nie hatte ich Ähnliches erlebt! Nie wäre das in Rumänien möglich gewesen! Unter den Bildern, die jener Nachmittag mir einprägte, zeigte eines den Seelenhirten von Mecsekszabolcs, der nahe der belagerten Schule lächelnd in die kreischende Menge geblickt hatte, die gefalteten Hände auf dem Bauch“.

Am Morgen — 11. Mai 1942 — reiste ich nach Budapest zum Volksgruppenführer Franz Basch, den die Ungarn später, 1946, widerrechtlich hinrichteten*).

„Als ich ihm mein Erlebnis erzählt hatte, rief er den Staatssekretär im Innenministerium an — mit dem er sich wie mit allen Ministern duzte — und sagte: Ihr habt Pech; ein deutscher Schriftsteller war bei der Schweinerei von Mecsekszabolcs zugegen im Hagel faustgroßer Steine, was kein Vergnügen ist; er dient übrigens als Offizier im deutschen Oberkommando der Wehrmacht. — Wer? fragte der Staatssekretär; und als er meinen Namen hörte, knurrte er: Wozu fährt gerade dieser Mensch nach Mecsekszabolcs?“

Seine Entrüstung verstand ich. Binnendeutsche kann man über den Paprikalöffel balbieren. Doch nun hatte sich einem Südostdeutschen, der sogar madjarisch sprach und den man nicht mundtot zu machen vermochte, die Wirklichkeit offenbart, ausgerechnet in Mecsekszabolcs. Die Wahrheit tritt zutage, wo Gott es will.

„Dieser Mensch“, der noch andere Gegenden Ungarns aufsuchte, bemerkte bald hinter seinem neuen starken Wagen ein Wägelchen nachkeuchen. Das steuerte der „Konfident“, wie Polizeischneißler einst k.u.k.-deutsch hießen. Vor einem Dorfkrug ließ ich ihn heranpusten und lud ihn ein, mit mir zu speisen. Er dankte verlegen, langte dann linkisch zu, verbeugte sich mehr, als die fette Pußtamahlzeit und der warme Wein wert waren. Als ich sein Gesicht musterte, traute ich's ihm zu, daß er im Dunkel der Provinz Bauern dem Vaterland zur Ehrkreuzlahm schlagen ließ. Er bekannte sich, wie jeder Madjare vor Deutschen, als deren Busenfreund. Er jage lediglich zu meinem Schutz hinter mir her; ob ich das Tempo nicht mäßigen wolle? Als ich auflachte, zeigte sich der Unterschied zwischen Rumänen und Ungarn: ein rumänischer Spitzel hätte mitgelacht; dieser war gekränkt; ich schob ihm eine Packung Zigaretten hin, die er ohne sich zu zieren einsteckte. Darnach fuhr ich ihm davon.

Mein Bericht in Berlin bewirkte eine Anfrage in Budapest. Dort versuchte man erst, die deutschfeindliche Demonstration damit zu erklären, daß eine Schülerin gegen Ungarn gehetzt habe — ah, Lóránts vorsorgliche Lüge! — und weil das zu albern war, bedauerte schließlich ein Beamter Florian Krämer gegenüber den Skandal von Mecsekszabolcs. Den verletzten Schülern ließ ich Bücher übersenden.

Seitdem ich dort erlebt, daß eine große Menge tobsüchtiger Nationalisten ein Häuflein deutscher Kinder steinigen wollte, vor Erwachsenen jedoch zurückwich und offenbar auch nicht darnach lechzte, sich kriegerisch zu bewähren, kannte ich den Geist Horthyungarns und dessen Haß gegen unser Volk.

Und mit Bitterkeit entsann ich mich des Jahres 1919. Damals, als Ungarn, von Kommunisten blutig terrorisiert, sich selbst nicht befreien konnte, besorgte dies Rumänien in einem Feldzug, der mit der Einnahme Budapests im August endete und das rote

*) Siehe unser Heft 3/1966, S. 134: Friedrich Spiegel-Schmidt, „Franz Anton Basch und wir“, und „Wie Franz Anton Basch starb“.

Regime wegfegte. Wie Zehntausende Siebenbürger Sachsen gehörte ich dem rumänischen Heer an und gab ein Jahr meiner Jugend hin für Ungarns Befreiung, um bald darnach, ja bis heute, in Büchern zu lesen, Horthy habe Béla Kun verjagt. Die Madjaren ertrugen es eben nicht, von den „büdös oláhok“, den „stinkigen Walachen“, befreit worden zu sein. Also logen Horthys Propagandisten der Welt eine Heldenmär vor, die man nach kurzem glaubte, gewohnt, daß Madjaren stets Helden sind, was man ja von ihnen selbst zu hören bekam. Sogar die Kurutzen, deren Treiben aus zeitgenössischen Äußerungen genau erkennbar ist, verwandelte man längst in Heroen.

Doch was vollbrachte Horthys 1919 in Szegedin unter dem Schutz einer französischen Einheit aufgestellte kleine Truppe wirklich? Sie änderte die Uniformen, steckte eine Feder auf die Mütze, hatte zu viele Offiziere und zu wenig Soldaten. Sie kämpfte keine Sekunde. Erst nachdem Kun erledigt war, durfte sie friedlich ins unbesetzte Westungarn marschieren, wo sofort der „weiße Terror“ gegen die Juden begann.

Nach drei Monaten verließen die Rumänen mit Beute beladen Budapest, und nun konnte Horthy endlich in Admiralsuniform stilgerecht zu Roß triumphal in die Hauptstadt einziehen. Was fing er als Staatsoberhaupt mit der von Rumänien für Ungarn erstrittenen Freiheit an? Zwanzig Jahre später noch ließ es sich erkennen im Elend des Landproletariats und in Mecsekszabolcs. Die Lust zur Austreibung der Schwaben wucherte ebenfalls aus dem Geist seines Regimes hervor. Dafür hatten die jungen Siebenbürger Sachsen 1919 nicht gekämpft.

Manche Seiten der madjarischen Geschichte sind großartig. Die Beharrungskraft des Volkes war trotz sozialer Knechtung durch den Adel erstaunlich. Chauvinistische Verblendung aber schädigte es seit langem schon, zersprengte 1918 den altösterreichischen und im selben Augenblick den altungarischen Staatsraum; nachher, der einstigen Bedeutung verlustig, suchte noch ärgerer Chauvinismus seine Geltungssucht zu befriedigen, weckte Pöbelinstinkte und Haß. Seit 1945 ein Vasall des Kremls, was auch der bewundernswerte Opfermut der Aufständischen von 1956 gegen die neue Herrenkaste nicht änderte, ist Restungarn ein Schulbeispiel dafür, wohin Unduldsamkeit führen kann.

Dreifaltigkeits-Apotheke

Mag. pharm. Oskar Toriser

GRAZ

Lazarettgasse 1 — Ruf 86-5-37

und Stützpunktsystem in Westeuropa und im Mittelmeer de facto tot, nur noch ein Schatten seiner selbst. Das ist eine späte Rache des Charles de Gaulle, den die Yankes vor 25 Jahren als ärgerlichen Querulanten „abzuhängen“ trachteten, vielleicht aber auch ein Stützpunkt europäischer Renaissance. Spanien betreibt immer mehr eigenständige Politik und wird die US-amerikanischen Stützpunkte bald hinauskomplimentiert haben; mit der Behutsamkeit freilich, die dem bauerisch-lauen Grandseigneur Francisco Franco y Bahamonde eigen ist. Und der alternde Partisanenmarschall Tito, als Präsident zu Belgrad regierend, befaßt sich mit Plänen einer Konferenz aller Anlieger des Mittelmeeres, um zu einer praktischen Zusammenarbeit eben dieser Anliegerstaaten zu kommen. In Paris finden diese Projekte interessierten Widerhall...

Nur ein Zwischenspiel?

Unverkennbar ist bei diesen Initiativen der Affront gegen die raumfremden Großmächte Rußland und Nordamerika, deren Kriegsschiffe das Mittelmeer durchpflügen, als wäre es ihr Binnenmeer. Was aus alledem werden wird, weiß heute noch niemand. Nur undeutlich zeichnet sich bei der heutigen Weltlage wohl noch utopisch scheinende Perspektive ab, die beiden raumfremden Mächte, USA und Sowjetunion, wieder aus dem Mittelmeer hinauszumandrieren. Dann würde das Mittelmeer wieder seinen Anrainern gehören, den Europäern und den Arabern. Dann wäre das Sich-Festsetzen der Yankes und der Moskowiter nur eine Episode geblieben, nur ein Zwischenspiel der Weltgeschichte.

Wie auch immer — Montgomerys Lorbeer von El Alamein 1942 und Eisenhowers Lorbeer von Tunis 1943 werden derweil gänzlich verwelkt sein. Denn militärische Siege pflegen keinen Ewigkeitswert zu haben.

Gerhard Opitz, Münchenberg (Dir.)

Persönlichkeiten

Offener Brief an Universitätsprofessor Dr. Adolf Helbok

Sehr verehrter Herr Professor!

Als einer der vielen, die sich in Ihre Deutsche Volksgeschichte versenken und deren Wahrheiten und Schönheiten in sich aufnehmen, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, wie sehr das Studium Ihres Wertes gerade in der traurigen Gegenwart und gerade hier in dem österreichischen Teil des deutschen Volkes als ein wahres Gottesgeschenk empfunden wird, das uns wieder Kraft und Zuversicht verleiht. Ich bin gewiß, im Namen und im Sinne aller jener sprechen zu dürfen, welche diese herrliche Darstellung der geschichtlichen Entwicklung unseres Volkes gelesen haben oder lesen, wenn ich Ihnen, sehr verehrter Herr Professor, dafür von Herzen danke, daß Sie uns diese reise und reiche Frucht jahrzehntelanger wissenschaftlicher Forschungsarbeit geschenkt haben. Ganz besonders müssen wir Österreicher Ihnen dafür danken, daß Sie in diesem Werke, das sich in seiner lebendigen Darstellung und großartigen Sprache wie ein Epos liest, unserer Heimat und ihrer großen Söhne so lobend gedacht und ihrer Bedeutung für das Gesamtdeutschtum so gerecht geworden sind.

Zu tiefst bedauere ich, daß es mir nicht möglich ist, diesen heißen und herzlichen Dank für Ihre geschichtliche Schau, die ich als wissenschaftliche, aber auch künstlerische Arbeit der dichterischen Fassung der „13 Bücher der deutschen Seele“ von Wilhelm Schäfer gegenüberstellen möchte, persönlich zu überbringen.

So möchte ich mich auf diesem Wege zum Sprecher aller machen, welche die beiden Bände dieser wirklichen „Volks“geschichte mit Begeisterung und neuem Glauben an unseres Volkes Auferstehen aus der Hand legen, Ihnen danken und mit den aufrichtigsten Wünschen für Gesehung und Wohlergehen schließen als Ihr ergebener

Dr. Karl Hanß

Die Aula, Graz, Mai 1968

Dr. Fritz Stübers Dank

Im Februar (Seiten 10—11) und März („Junges Leben“, Seite X) hatten wir durch Artikel von Dr. Eduard Kranner und Prof. Heinz Reichenfeller des Wiener Dichters Dr. Fritz Stüber zu seinem 65. Geburtstag am 18. März 1968 gedacht. Daraufhin erreichte uns folgendes rührende Gedicht:

Bescheidenen Dank

Die vielen Wünsche hab' ich sehr gerührt,
Erfüllt von tiefer Dankbarkeit, empfangen.
Gesteh' ich's ein? Ich habe auch ein Bangen
Dabei verspürt.

Es ist so viel, was Ihr für mich erhofft!
Bleibt wirklich Zeit noch, um es wahrzumachen?
Läßt sich die Glut des Herzens neu entfachen
Wie einst so oft?

Ich weiß es nicht. Ich will nicht prophezeien.
Nur dieses eine kann ich Euch versprechen:
Zurückziehen? Feige sein? Zusammenbrechen?
Aufgeben? Nein!

Fritz Stüber

Heinrich Zillich 70 Jahre

Der am 23. Mai 1898 zu Kronstadt geborene siebenbürgendeutsche Dichter und Kulturpolitiker Dr. rer. pol. Dr. phil. h. c. Heinrich Zillich ist den „Aula“-Lesern kein Fremder. Eine ausführliche Würdigung aus meiner Feder erschien in der Sonderfolge zum 6. Tag freier Willkür Österreichs im Oktober 1963 (Seiten 21—23). Auf dieser Tagung in Graz hielt Zillich den aufschluß- und bekenntnisreichen Vortrag „Leistung und Tragik der Süddeutschen“, der in der selben Folge (Seiten 24—32) nachzulesen ist. Auch früher und später ergriff Zillich wiederholt in der „Aula“ das Wort, so in letzter Zeit im April 1967 (Seiten 8—13) zur Würdigung des 70jährig gewordenen Dichters Karl Springenschmid und im September (Seiten 1—2), Oktober (Seiten 4—9) und November (Seiten 8—11) 1967 mit der tiefblickenden Schau über das Deutschtum in aller Welt „Deutsche jenseits der Grenzen“. Auch aus dem Bericht über die Einweihung der Siebenbürgendeutschen Gedenkstätte in Dinkelsbühl zu Pfingsten 1967 („Aula“ September 1967, Seiten 19 bis 21) klang die Stimme Zillichs, der ja 1952 zum offiziellen Sprecher seiner Landsleute in der Bundesrepublik gewählt worden war.

„Ein großer Deutscher und Europäer“, so charakterisierten wir Zillich 1963. Er war europäisch gesinnt, lange bevor dies Mode wurde, und er blieb deutschgesinnt, als dies aus der Mode gekommen war. So dachte und wirkte er, schon seit 1924 in seiner Zeitschrift „Klingsor“, in fast allen seinen Büchern (Gesamtauflage über 1,3 Millionen) und in zahlreichen Vorträgen im In- und Ausland, auch in Übersee. Europäische Gesinnung und europäisches Format trägt auch die jetzt von ihm geleitete Münchener Zeitschrift „Süddeutsche Vierteljahrsblätter“. Deutsch und zugleich europäisch fühlte und dachte er auch als Soldat und Offizier, als österreichischer, als rumänischer, als deutscher.

Angeichts der erwähnten ausführlichen Darstellung dürfen wir unsere heutige Betrachtung kurz halten und mit dem Wunsche schließen, daß dem Jubilar noch viele Jahre rüftigen Schaffens gegönnt seien, eines Schaffens, das seit über 40 Jahren für Europa gangbare Wege gewiesen hat und noch jetzt, nach so gewaltigen Katastrophen, Wege weist, die es wieder aufwärts führen können.

Um Zillichs Schaffen und Persönlichkeit auch der Jugend näher zu bringen, schließen wir einige Stellen aus einer uns zugekommenen sehr umfangreichen Besprechung von Zillichs 1936 erschienenem, leider seit langem vergriffenen Hauptwerk sowie die eines neuen Werkes und ein Verzeichnis der erhältlichen Zillich-Bücher an.

Dr. Adalbert Nigier

An dieses Werk zu erinnern, heißt nicht nur, dem Autor Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, es kann uns vor allem ein schönes Buch wiederschenken, das uns durch eine Fülle blutvoller Charaktere und farbiger, heiterer und sehr ernster Begebenheiten zu packen vermag. Zugleich trägt es zum Verständnis für das geschichtliche Werden und eigene Wollen anderer Völker in einem uns heute nur schwer zugänglichen Raum bei.

Zunächst erfreut uns die Geschichte einer Kindheit und Jugend im Siebenbürgen vor dem Ersten Weltkrieg. Auf eine kaum merkbare, gekannte Art verbindet Zillich die Form des Entwicklungsromans mit der Darstellung der geschichtlichen Völkerschicksale im Karpatenraum. Immer mehr wird mit dem Heranwachsen des Helden von Land und Leuten sichtbar. Alle Menschen, die in den Gesichtskreis der Mittelpunktgestalt treten, gewinnen eigenes Interesse und eigenes Gewicht; was ihnen begegnet, wird weiterhin ebenso berichtet wie das Aufwachen des eigentlichen Helden. Der Verfasser entwirft ein weites Panorama Siebenbürgens, in dem die politischen Ideen und Auseinandersetzungen doch vor der Wirklichkeit des gemeinsamen Lebens in diesem Lande zurücktreten. Dabei erweist sich für das Anliegen des Dichters die Tradition des Bildungsromans als besonders günstig, die den Helden allen Bildungseinflüssen aufgeschlossen sein läßt und ihn nicht von vornherein in eine bestimmte Richtung festlegt. So kann denn auch Luky Rheindt in Zillichs Roman ganz voraussetzungslos Eindrücke sammeln und der so vielfältigen Welt seiner Heimat dadurch gerecht werden. Von den Bildungsromanen des 19. Jahrhunderts unterscheidet sich Zillichs Buch vor allem durch die Bedeutung, die die politischen Fragen bei ihm haben und ganz natürlich in einem von mehreren Völkern bewohnten Raum im Zeitalter nationalen Selbstbewußtseins haben müssen. Wenn heute die Politik in der Literatur vornehmlich als individualistische Ablehnung aller Gemeinschaftsformen oder doch als bloße Leidensgeschichte an aller Politik auftritt, so liegt demgegenüber bei Zillich echte politische Erfahrung und echtes politisches Verständnis vor, da er Situationen beschreibt, in denen es um ein gültiges Verhältnis miteinander rivalisierender politischer Kräfte, die alle sehr ernst genommen werden in ihrem jeweiligen Eigenwert, erst noch gehen soll: Auf dem Boden der gegen sie fast nur noch passiv sich behauptenden Habsburgermonarchie spielen sich die Emanzipationsbestrebungen von Nationen ab, die gleichzeitig miteinander im Streite liegen.

Das Buch schlägt die ganze Skala der Töne zwischen Kindheitsidylle und dem Grauen des Ersten Weltkrieges an. Diesem zweiten Teil fehlt jede billige Heroisierung des Krieges. Man spürt, wie echt das alles ist, und findet den Schlüssel dazu in Zillichs Bekenntnis, er habe in diesem Buche sein eigenes Werden und seine eigenen Erfahrungen dargestellt. Manches entdeckt man auch wieder in des Dichters eigenen Kindheits- und Jugendgeschichten „Die Große Glode“. Natürlich erklärt das noch nicht alles, — erst ein Dichter kann aus dem Erlebnis gültige Kunstwirklichkeit werden lassen.

Das beherrschende Thema dieser Jugend in Siebenbürgen bleibt aber das Zusammenleben der Ungarn, Rumänen und Deutschen. Die Zusammengehörigkeit in der gemeinsamen Liebe zu diesem Lande drückt sich schon im Anfang des Romans im Zusammenklängen der Gloden von den deutschen, rumänischen und ungarischen Kirchen in den Dörfern an der Burzen aus. Diese Gemeinsamkeit gehört zu den grundlegenden Kindheitserlebnissen des Helden. Der kleine Luky erfährt bestürzt, daß der Nikolaus rumänisch spricht, — ein eindringliches Bild von den Schwierigkeiten des Verstehens und von der Verschiedenheit der hier beheimateten Menschen. Zu seinen Spielgefährten gehört der arme rumänische Siedlersohn Nicolae Blahika ebenso wie der ungarische Adelige Geza von Beldi. Diese persönlichen Bindungen erweisen auch in den Auseinandersetzungen um das Volkstum ihre weiterwirkende Kraft. Freilich, — leicht wird das nicht gemacht!



Bürstenerzeugung

Dipl.-Ing. Rudolf Ingersch

Spezialerzeugnisse:

Drahtbürsten und alle Arten techn. Bürsten

Wien, 3., Alsimtschgasse 21

Fernruf 73 36 92 und 73 36 93

Die ungarische Magyarisierungspolitik vor dem Ersten Weltkrieg, die sogar die Namen der Anderssprachigen assimilierte, drückt auf Deutsche und Rumänen. Aber mit wieviel Besonnenheit und Einfühlungsvermögen sind diese bedenklichen Vorgänge dargestellt! Wie leidet Geza unter dem Unrecht, das die magyarisierenden Chauvinisten unter seinen Landsleuten den anderen Nationalitäten unter der Stephanstrone antun! Wie fühlt er sich trotzdem seinem Volk verbunden und widerspricht leidenschaftlich der an sich begreiflichen Ungarnfeindschaft der Rumänen! Wie sympathische Züge hat auch der ungarische Abgeordnete Kartony! Zillich weiß soviel Abstand von den Ereignissen zu wahren, daß er diese Auseinandersetzungen auch mit einer gewissen Heiterkeit darstellen kann. Er zeigt menschliches Verständnis für die, die ihren Namen angesichts der Forderungen des Staates magyarisieren. Aber welche verblüffende Wendung, wenn der ungarische Schulinspektor Szepreti, nachdem er eben noch verlangt hat, wer ungarisches Brot esse, solle auch ungarisch reden, vom Kanzlisten Tipreti, der seinen donauschwäbischen Namen Tipper auch magyarisiert hat, freudig begrüßt wird: „Schönwiesner, Jéssas na, bist wieder emal da!“ — und dann schwäbeln die beiden über ihre Heimatgemeinde in der Batscha.

Wieviel feines Verständnis entwickelt der Erzähler aber auch für die Rumänen! Fühlen sich Deutsche und Ungarn gern als Vorposten des Abendlandes und empfinden sie eine Reise in das Rumänien jenseits der Karpathen als eine Fahrt in einen anderen Kulturbereich, so stellt der Autor dieser Auffassung den Weg des Nicolae Blahika entgegen. Zillich schildert die einfachen Verhältnisse, aus denen mit zähem Fleiß und eiserner Arbeitsamkeit seine, Nicolae, Eltern sich emporarbeiten, um Nicolae den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen. Der ernste, verhaltene Nicolae fühlt sich seinem armen Volk jenseits der Berge untrennbar verbunden. Als der Weltkrieg ausbricht, flieht er nach Rumänien; sein rumänisches Volk ist ihm mehr als das Land Siebenbürgen. Als rumänischer Offizier kehrt er zurück. Auch ihm bleiben Schmerz und Scham nicht erspart, als er mitansehen muß, wie seine Leute 1916 in Siebenbürgen heimatliches Land und Bewährungsfeld europäischer Gemeinsamkeit ist. Stets schließt der Blick auch Deutschland und Europa ein. Aber nicht nur räumliche Weite zeichnet das Buch aus, es hat auch geschichtliche Tiefe. Sehr deutlich wird im Ablauf der Erzählung der Wandel. Der letzte, inzwi-

Wien I Stubenring 18
Tel. 52 89 80
Wien II Heinestr. 33
Tel. 55 93 76
Wien III Baumgasse 40
Tel. 73 63 08

ob gebraucht ob neu jeder bei
    

Wien X Triester Straße 87
Tel. 64 16 81 Δ Verkauf
Reparaturwerk
Zentral-Ersatzteillager ●
Wien XVI Ottakringer Str. 33
Tel. 42 46 23



Reichhaltiges Lager an Heilkräutern und Teesorten
Nur Arzneibuchware!

schen uralte Königsrichter Traugott Zaminer geistert noch durch die Jugendjahre der Hauptfiguren und trauert dem verlorenen siebenbürgischen Freitum nach, mit gespenstischem Haß gegen die Ungarn und die überdiplomatischen Landsleute, die sich übertölpeln ließen. Der vielleicht noch ältere rumänische Hirte Priscu ist noch ein lebendiger Zeuge der längst aufgehobenen Leibeigenschaft. Alle historischen Züge gewinnen Gegenwart in solchen Gestalten und in den Ahnen der im Buche auftretenden Menschen, etwa den Vorfahren Gaans von Salzburg aus der Türkenzeit und vorher; viele geschichtliche Erinnerungen und Erörterungen tragen dazu bei, die vergangenen Jahrhunderte in den Roman zu integrieren. Aber geschichtliche Veränderung vollzieht sich auch während des Ablaufs der Romanhandlung selber. Die Industriefieblung vor den Toren Kronstadts, in der Luz Rheindt aufwächst, schiebt sich zwischen die jahrhundertalten Bauernhöfe, die auch schon vom Geist der Moderne berührt sind, und zieht Beamte und Arbeiter aus den verschiedensten Völkern der Monarchie an. Die zahlenmäßig unverhältnismäßig anwachsende rumänische Bevölkerung kämpft um jeden Acker, dehnt sich aus und fordert staatsbürgerliche Rechte. Noch genießen die städtischen Honoratioren und wohlhabenden Bauern Privilegien, aber demokratische Gedanken werden diskutiert.

Wer das Buch heute liest, wird es zunächst als historischen Roman aufnehmen. Das war es übrigens schon bei seinem ersten Erscheinen. Es endet mit dem Jahr 1919. Die Verbindung von europäischem Gedanken und Reichsidee, die viele der Hauptgestalten des Buches beseelt, wirkt zweifellos heute noch stärker historisch. Inwieweit ist „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ein historischer Roman. Aber das gilt auch in dem Sinne, daß zu den eindringlichsten Erfahrungen, die man diesem Roman verdankt, gehört, wie die Zeiten sich unaufhörlich wandeln. Die jeweils möglichen Formen des Zusammenlebens der Völker sind verschieden. Aber die Bereitschaft zum Mitein角度kommen ist heute so aktuell wie je und wird es bleiben müssen, wenn die Menschheit leben will. Wahre Dichtung bewahrt ihre Überzeugungskraft auch da, wo die Geschichte über die Auffassungen ihrer Gestalten schon hinweggegangen sein mag. Das Buch schließt damit, daß Luz Rheindt seine Pflicht dem neuen großrumänischen Staat gegenüber zu erfüllen bereit ist, von dem er nunmehr hofft, daß in seinem Rahmen den Völkern Siebenbürgens ein freies gemeinschaftliches Leben möglich sein wird.

In diesem Buch ist uns Siebenbürgen als ein Stück abendländisches Schicksal aufbewahrt. Es ist aber auch ein für unsere Gegenwart und Zukunft wichtiges Buch, indem es unsere Offenheit für andere Völker fördert und unseren Willen stärkt, zu jeder Zeit nach einem Europa zu suchen, in dem alle Menschen ihr Recht finden.

Studienrat Eberhard Böcker, Bad Harzburg

„Friedrich Hensel, ein deutscher Leonidas“, Sein Lebensbild in Briefen, herausgegeben von Heinrich Zillich, Verlagsbuchhandlung Hans Meschendorfer, München, 1968, 93 Seiten, 9 Abb. und Facsimile auf Kunstdrucktafeln, Preis DM 7.80, S 60.06.

In einer Zeit, die sich manches darauf einbildet, die Tugenden des Soldaten zu verhöhnern, ist es doppelt verdienstvoll, einen Helden und seine Waffentat der Vergessenheit zu entreißen, die geeignet sind, als Leitbilder für spätere Generationen zu dienen: Hauptmann Friedrich Hensel, der ähnlich wie König Leonidas, der mit seinen Getreuen in den Thermopylen dem Heer der Perser bis zum letzten Mann Widerstand geleistet hat, an der Eingangspforte Kärntens bei Malborghet vom

14. bis 17. Mai 1809 die Südmarmee Napoleons aufhielt und mit den meisten seiner Kampfgefährten den Heldentod fand. Er hat damit den Rückzug der österreichischen Armee gedeckt und Erzherzog Karl die Bereitstellung seiner Truppen für die Schlacht bei Aspern ermöglicht, in der der Korps zum ersten Male eine Niederlage erlitt. Das Buch, das zahlreiche Briefe Hensels bringt, flündet nicht nur vom Wesen eines genialen Soldaten, es veranschaulicht auch den Geist, der in den Befreiungskriegen schließlich den Sieg über Napoleon davontrug.

Karl Anton Prinz Rohan, Salzburg

Von Heinrich Zillichs Werken sind im Handel:

Grünk oder Das große Lachen. Roman, 556 Seiten, Georg-Westermann-Verlag, Braunschweig 1949.

Der Sprung im Ring. Roman, 283 Seiten, Wilhelm-Andermann-Verlag, München 1953.

Krippe-Lor und der Feuermann. Eine lustige Kindergeschichte. Mit Bildern von Susanne Zillich, 120 Seiten, Eduard-Wancura-Verlag, Wien-Stuttgart 1954.

Attilas Ende. Erzählung. Mit Zeichnungen von Ernst von Dombrowski, 143 Seiten, Eduard-Wancura-Verlag, Wien-Stuttgart 1954.

Flausen und Plunkereien. Lustige Geschichten aus Siebenbürgen. Mit Zeichnungen von Ernst von Dombrowski, 388 Seiten, Eduard-Wancura-Verlag, Wien-Stuttgart 1955.

Siebenbürgen, ein Bilderbuch. Mit 72 Aufnahmen, 35 Seiten, Adam-Kraft-Verlag, Augsburg 1955.

Die Schicksalsstunde. Erster Band der Gesamtausgabe der Novellen, 308 Seiten, Eduard-Wancura-Verlag, Wien-Stuttgart 1956.

Sturm des Lebens. Zweiter Band der Gesamtausgabe der Novellen, 264 Seiten, Eduard-Wancura-Verlag, Wien-Stuttgart 1956.

Siebenbürgen, ein abendländisches Schicksal. Mit zahlreichen Abbildungen, 110 Seiten, Langewiesche-Verlag (= Die Blauen Bücher), Königstein im Taunus 1957.

Die Große Glocke. Kindheits- und Jugendgeschichten. 102 Seiten, Angrim-Verlag, Schrobenhäufen 1963.

Friedrich Hensel, ein deutscher Leonidas. Siehe oben.

Zillichs Bücher sind auch im Reise- und Versandbuchhandel des Aula-Verlages, A-8010 Graz, Elisabethstraße 54, erhältlich.

Aus Verbänden

Mitteilung

der Österreichischen Ärztekammer, Bundesfachgruppe für Zahnheilkunde, an die Medizinstudierenden zur Frage der Zahnarztausbildung in Österreich.

Die derzeitige österreichische Zahnarztausbildung darf als die wohl fortschrittlichste der ganzen Welt bezeichnet werden. Nach Erlangung des Doktorates der gesamten Heilkunde — das für die Ausübung aller medizinischen Fächer in Österreich erforderlich ist — hat der angehende Zahnarzt eine zweijährige bezahlte Fachausbildung (S 4.000.— brutto) an einer Universitätszahnklinik (Wien, Graz, Innsbruck) zu absolvieren, die mit einer Staatsprüfung endet. Der heutige Stand der modernen Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde erfordert eine allgemeine ärztliche Vorbildung des Zahnarztes. In allen Ländern der Welt entwickelt sich die Zahnarztausbildung auch Schritt für Schritt in dieser Richtung. Wissenschaft und ärztliche Standesvertretung halten es daher für notwendig, daß in Österreich ein Herausbrechen der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde aus der Gesamtmedizin durch Schaffung eines abgesonderten eigenen Studienganges verhindert und die hier bestehende Einheit der Medizin erhalten wird. Vor allem muß bei uns die Situation beachtet werden, daß auf dem Sektor der Zahnheilkunde der auf dem Aussterbeetat stehende Berufsstand der Dentisten (= befugte Zahntechniker) immer wieder neue Anstrengungen unternimmt, eine gesonderte Regelung auf dem Gebiete der Zahnheilkunde zu erreichen. Diese Bestrebung stößt auf die Ablehnung nicht nur der Zahnärzteschaft sondern der gesamten österreichischen Ärzteschaft.

Dank der ergriffenen finanziellen Förderungsmaßnahmen und der Zunahme der medizinischen Promotionen



Aus ganzem Herzen und ihm getreulichst verbunden,
grüßen wir mit Wünschen, wie sie nur Freunde an sol-
chem Ehrentage bewegen,

Heinrich Zillich

* 23. 5. 1898 in Kronstadt / Siebenbürgen

zu seinem 70.

Der Vater

Spaziergang mit Sabine

Sie kam überraschend früh auf die Welt, meine älteste Enkelin, die Sabine. Davon blieb sie so schlank. Der Gewitzten und Wißbegierigen genügten sieben Monate, um ein Menschlein zu werden, und schon mußte sie ans Licht drängen. Die Sorgen, die sie ihren Eltern bereitete, ehe sie diese Eilfertigkeit gut überstand, sind nicht vergessen; man wärmte und behütete sie wie ein Ei im Brutkasten. Das ist jetzt lange vorbei. Sie läuft auf flinken wohlgeformten Beinen, ein Wirbelwind, ein ewig hüpfender Irrwisch, eine blitzgescheite Person.

„Weißt du, Otata“ — so nennt sie mich — „ich kann schon einen schönen Blumenstrauß pflücken!“

„Oh fein!“

Und sie pflückte ihn, während wir durchs Feld wanderten. Nachher ging's ins Städtchen am Friedhof vorbei. „Was ist das für ein Garten?“ fragte sie.

„Ja, Sabine, hier schlafen die Toten in der Erde.“

Sie lief sofort hinein, spähte rundum, war im Augenblick wieder bei mir, der ihr nachgekommen war. Sie flüsterte: „Wenn wir den Rasen ein wenig wegkratzen, können wir sie dann sehen?“

„Was! Den Rasen wegkratzen! Das darf man nicht!“

„Es merkt's niemand.“ Mit schnellen Augen hatte sie festgestellt, daß wir allein im Friedhof waren.

„Dort droben!“ gab ich zu bedenken und deutete mit dem Daumen zum Himmel.

„Gell, der liebe Gott? Daß der auch alleweil herabschaut!“ seufzte sie und versank in ein sekundenkurzes Erstaunen. „Aber, Otata, die Toten sind ja selber dort oben.“

„Na, etwas von ihnen liegt schon unterm Rasen.“

Sie strahlte plötzlich: „Ich weiß — die Schuhe!“

„Auch.“

Zwischen den Gräbern tapste ein

*Ich streue den alten Samen in meiner Kinder Herz,
ich führe die kleinen Hände wie eines Pfluges Sterz,
daß ihres Lebens Furchen gerade durchs Schicksal gehn,
daß wir beim Wenden der Schare beruhigt nach hinten sehn.*

*Doch naht sich einst die Stunde, wo ich zur Seite tret:
Faßt selber nun den Sterz an und haltet die Grade stet! —
Wenn sie vorüberpflügen wie junge Schiffe ins Meer,
den Hut heb ich vom Haupte, und dann — pflüg ich hinterher.*

*Ich weiß, sie werden ziehen, wohin sie ihr Herzschlag zwingt,
ich, an der alten Furche, seh, wie ihr Sturmhaar schwingt.
Ich sehe sie manchmal stocken — da rufe ich wohl meinen Rat,
aber der Väter Weisheit lenkt selten die junge Tat.*

*Gib, Gott, mir vor dem Tode, daß ich mein Werk auch getan,
daß sich mein Weib noch im Dämmern lehnt meiner Schulter an,
daß manchmal das Volk der Kinder mit Kindern um mich lacht,
und schenk mir dein volles Ahnen für unsere letzte Nacht.*

HEINRICH ZILLICH

uraltes Weiblein heran, die Rechte waagrecht ausgestreckt auf einem Stab, den Körper rechtwinklig verkrümmt; so wankte und keuchte sie dicht an uns vorüber.

„Otata!“ rief Sabine aufgeregt, „nicht wahr, die stirbt bald?“

„Ja, mein Kind, bald“, lachte das Weiblein.

Ich stammelte eine Entschuldigung. „Hat nichts auf sich, Herr. Kinder reden die Wahrheit!“

Ich packte Sabine an der Hand und zog sie schnurstracks auf die Straße. „Deinen Strauß“, sprach ich draußen etwas ungeschickt, „den hätten wir der alten Tante schenken sollen.“

„Nein, die ist so weiß im Gesicht. Vor der fürchten sich die Blumen, weißt du. Den gebe ich einer schönen Frau.“

„Wem?“

„Der Großmutter!“

Damit war ich einverstanden. Und wir stiegen zu unserem Garten hinauf. Der Zaun ist an einer Stelle schadhaft. Dort wanden wir uns hindurch. Noch andere Leute pflegen so hineinzuschlüpfen, denn der Hang

ist verwildert, ein Paradies voll Verstecke. Sabine tanzte bergan. Ich folgte.

Ein jähes Rascheln im Gebüsch ließ sie stutzen. Dann sprang sie hinein. Jemand schrie leise auf, eine helle Stimme; eine dunklere brummte. Ich wollte weitergehen, aber ich hörte Sabine sich ereifern: „Sieh, sind das nicht schöne Blumen? Ich hab sie selbst gepflückt. Willst du sie haben? Ich geb sie dir!“

Es blieb mir nichts übrig, als rasch hinzueilen, die Kleine wegzuziehen, die Ungebärdige, weg vom ertappten Liebespaar, das vor Verwirrung reglos auf dem Boden saß, und das Mädchen hielt wahrhaftig den Blumenstrauß in der zitternden Linken.

Nach einigen Schritten tadelte ich Sabine: „Den Strauß sollte doch die Großmutter haben.“

„Weißt du, die Tante ist viel schöner.“

„So? Warum denn?“

„Weil ihr Gesicht ganz rot war. Die hat sich so gefreut über meine Blumen!“

„Bestimmt, Sabine, bestimmt!“

*Mitteilungen des Siebenbürgischen Friedenswerkes
Graz, Folge 2 / 1968*

Karl Springenschmid:

Aus Heinrich Jillich spricht Siebenbürgen

Gedanken und Erinnerungen zum 70. Geburtstag des Dichters

Während sonst in Knabenträumen Dschungel und Prärie umhergeistern, habe ich schon in meiner Kindheit von Siebenbürgen geträumt. Es war der Name, der mich faszinierte und nicht mehr losließ. Ich griff begierig nach allem, was ich über Siebenbürgen zu lesen bekam. Es war nicht vieles und auch dieses Wenige blieb so zusammenhanglos, daß meiner Phantasie Raum genug blieb, um mir dieses Traumland immer kühner, hehrer, gewaltiger zu machen, ein Gralsgebilde, das da irgendwo weit im Osten lag, wo die ungarische Pusta, die mir höchst zuwider schien, zu Ende war und das Bergland begann. Berge und Burgen, die Burgen als Kirchen, richtig gesagt, die Kirchen als Burgen — mit wenig Geld und viel Hoffnung fuhr ich los.

Die Wirklichkeit war anders. Es gab soviel fremdes, Andersgeartetes hier, mit dem ich erst fertig werden mußte; denn dieses Andere gehörte seltamerweise zu diesem deutschen Lande dazu. Aber in Schäßburg ging mir das Herz auf und bei den „Landlern“ in Großpolt und Neppendorf wurde ich heimisch. Hermannstadt, das war schon viel. Über den Negoi stieg ich nach Kronstadt hinunter: Die Zinne, die Schwarze Kirche, das Standbild des Fronterus — es gab so viel, das mich bewegte und mir mehr bedeutete, als alle meine Träume ahnen ließen. Sieben — nein, es waren mehr als zwanzig Kirchenburgen, die ich besucht habe. In meinem ganzen Leben habe ich nichts mehr gefunden, das mich das Deutschsein so unvermittelt empfinden ließ, als diese Gottesburgen, in denen deutsche Selbstbehauptung und deutsche Frömmigkeit ihren überzeugendsten Ausdruck gefunden haben.

Gleichklang Siebenbürgen — Südtirol

Siebenbürgen — immer wieder hat mich dieses Land angezogen. Das Schicksal seiner Menschen hat mich nicht weniger bewegt als alles, was den Menschen meiner Tiroler Heimat geschehen ist. Dieses herrliche Land — ist es wirklich verloren, verloren für immer? Verloren, nicht nur weil man die Menschen daraus vertrieben hat, verloren, so sagt man mir, weil Siebenbürgen seine große historische Aufgabe, Wellenbrecher gegen die aus dem Osten heranzustürmenden Massen zu sein, verloren hat. Der Gedanke daran, ich spreche es offen heraus, bereitet mir geradezu körperlichen Schmerz. Es gab eine Zeit, da durfte ich einfach diese Wahrheit nicht glauben, nur um den Tag bestehen zu können.

Und dann die Menschen dort, die man irrtümlich Sachsen nennt und die genau das Gegenteil von dem sind, was man im landläufigen Sinne unter Sachsen versteht. Der Sammelbegriff „Volksdeutsche“ verbirgt eine gewisse Gefahr in sich. Man ist versucht, die Menschen, die aus dem Osten vertrieben wurden, summarisch zu nehmen und als eine Einheit zu betrachten. Das ist ein gefährlicher Irrtum; denn jede Volksgruppe hat dieses Schicksal anders erlebt, anders ertragen. Gewiß, es gibt Deutsche aus dem Osten, etwa die Schwaben aus dem jugoslawischen Banat, bei denen die Umstände der Vertreibung grausamer, tödlicher waren als bei den Siebenbürger Sachsen. Eines aber ist wesentlich: Die Donauschwaben standen der Zeit ihrer Ansiedlung näher als die Menschen Siebenbürgens, die seit mehr als siebenhundert Jahren im Osten leben, während die Donauschwaben vor zweihundert Jahren angesiedelt wurden. Kein Wunder, daß in den Donauschwaben das Erbe der Kolonisten noch lebendiger war und sich in den harten Tagen der Vertreibung sehr positiv auswirken konnte. Ihnen, den Donauschwaben, fiel es leichter, sich in der Fremde wieder zurechtzufinden und Boden unter die Füße zu bekommen.

Ein Unterschied von einem halben Jahrtausend

Anders die Siebenbürger Sachsen. Es ist eben ein Unterschied, ob man zweihundert oder siebenhundert Jahre in dem Lande, das man verlassen muß, gelebt hat. In diesem abgegrenzten gelegenen Bergland hatte sich, weit abgesetzt vom deutschen Mutterlande, ein Deutschtum eigener Art entwickelt, gefestigt nicht zuletzt durch ein tapfer verteidigtes Luthertum, ein Volk und ein Land, das mit dieser Viertelmillion Menschen all das in besonderer Ausprägung besaß, was Deutschland der Welt bedeutet: eine gestaltete Landschaft, Dörfer und Städte, Bauern und Bürger, eine überaus wache, zahlenmäßig starke Intelligenz, Persönlichkeiten — Staatsmänner, Soldaten, Künstler —, deren Strahlkraft weit über das eigene Land hinausreichte. Es ist daher klar: Keiner deutschen Volksgruppe im Osten fiel es so schwer, die angestammte Heimat zu verlassen, wie den Deutschen Siebenbürgens.

Das alles muß man verstehen, wenn man den Sprecher der Siebenbürger Sachsen, Heinrich Jillich, verstehen will. Sprecher seiner Heimat und seiner Landsleute in doppeltem Sinne, als

Politiker sowohl — bezeichnend, daß Jillich Staatswissenschaft studiert und als Doktor rer. pol. promoviert hat! — wie auch als Dichter. Bei all dem Unglück, das diesem Lande widerfahren ist, wollen wir dem Schicksal dankbar sein, daß es uns in Jillich einen Mann gegeben hat, in dessen Leben und Werk sich das Schicksal seiner Heimat so getreu widerpiegelt, daß man ohne Übertreibung sagen kann: Wer das, was Heinrich Jillich seit seines Lebens geschaffen hat, in sich aufnimmt, erlebt das Schicksal Siebenbürgens und seiner Menschen wieder.

Erste Begegnung mit Heinrich Jillich

Anläßlich einer Dichtertagung im Jahre 1936 lernte ich Jillich persönlich kennen. Eine illustre Gesellschaft war da in Berlin-Dahlem versammelt. Namen, die ich bisher nur von Buchtiteln kannte, Namen, die mir einen Schauer von Ehrfurcht über den Rücken jagten. Aber die Enttäuschung folgte sogleich nach; denn auch Dichter sind nur Menschen, ja, das Menschliche, das Allzumenschliche spielt bei ihnen oftmals eine größere Rolle als bei den übrigen Sterblichen. Vor allem sehen Dichter meist nicht so aus, wie sie dem Wunsche ihrer Leser gemäß auszuweisen hätten. Nur bei zwei von den dreihundertzehn Dichtern, die sich da in dieser vornehmen Halle unter den Marmorgöttern versammelt hatten, entsprach das äußere Erscheinungsbild der Vorstellung, die ich mir von ihnen gemacht hatte: bei Rudolf Binding und Heinrich Jillich.

Obwohl ich noch niemals ein Bild von ihm gesehen hatte, spürte ich sogleich, dies muß Heinrich Jillich sein, genau so muß er aussehen. Auf meiner Wanderung durch Siebenbürgen hatte ich gewiß hundert „Jillichs“ gesehen, vor allem natürlich in Kronstadt, seiner Heimat, ich will sagen, Menschen, die etwas von dem, was ihm eigen war, an sich trugen. Bei ihm aber war all dieses typisch Sächsische in einer geschlossenen Persönlichkeit vereint. Für mich und gewiß auch für viele andere verkörpert dieser großgewachsene, schlanke Siebenbürger Sachse mit dem ausdrucksvollen Profil in geradezu vollkommener Weise die Menschen seines Landes. Ich bin selten einem Menschen begegnet, bei dem das, was er geschaffen hat, so völlig dem, was er persönlich darstellt, entspricht wie bei Heinrich Jillich. Eines vor allem empfand ich ganz unmittelbar: Dieser Jillich war ein Herr. Wie Tiroler, wenn wir in die Jahre kommen, werden bestenfalls Mannsbilder. Bei den Siebenbürger Sachsen ist das anders. Bei ihnen hat sich ein echtes Herrtümchen entwickelt, eines, das keiner Knechte bedarf, um sich Geltung zu verschaffen, ein Herrtümchen aus innerem Adel.

„fränkischer Humor“

Wir kamen ins Gespräch. Zu meinem maßlosen Erstaunen begann Jillich vom Pajubio zu sprechen — tatsächlich, er hatte sich im ersten Weltkrieg freiwillig zu den Tiroler Kaiserjägern gemeldet: ein Siebenbürger Sachse, der auf den südlichen Grenzbergen Tirols sein Leben für die Freiheit seiner Heimat in die Schanze geschlagen hatte — wir wurden Freunde, keine einfache Sache, weil man als „zu leicht gebauter Österreicher“ sich erst mühsam mit der schwereligen, strengen Art, der gemessenen Form, dem tiefen Ernst und all dem Ungewöhnlichen, das den Siebenbürger Sachsen eigen ist, abfinden muß. Trotzdem habe ich in heiteren Stunden bei Heinrich Jillich einen Humor kennengelernt, der allerdings anders ist als der unsrige, nämlich nicht österreichisch, sondern fränkisch. Man braucht, wenn man dies erleben will, nur seinen „Grünk“ zu lesen oder noch heiterer, noch unbeschwerter seine „flausen und flunkereien“. Ja, ich habe außerdem festgestellt, daß selbst an einem so typischen Siebenbürger Sachsen, wie es Jillich für uns alle ist, durch die jahrhundertelange Zugehörigkeit zur habsburgermonarchie manches Österreichische an den Menschen dieses Landes hängen geblieben ist, nicht zuletzt auch jene besondere Eigenheit, die man uns nachrühmt, der österreichische Charm, über den gerade Heinrich Jillich in so reichem Maße verfügt und der jede Begegnung mit ihm zu einem Fest werden läßt.

In seinen Büchern fand ich unsere Freundschaft neu bestätigt. Eines seiner frühesten Werke, das heute kaum mehr zu haben ist, „Sturz aus der Kindheit“, hat mir Türen aufgerissen. Den „Weizenstraß“ habe ich dreimal in drei sehr verschiedenen Situationen mit großem Gewinn gelesen, den „Baltischen Graf“ geliebt. Doch entscheidend bleibt der Schlüsselroman „Zwischen Grenzen und Zeiten“. In diesem Roman wird ein Deutschtum sichtbar, das auch den Menschen anderer Art gerecht zu werden versucht, mehr noch, das geradezu beispielhaft zeigt, wie man die Menschen im Osten auffassen und ansprechen muß, um wirklich zu ihnen zu finden.

Gewiß, das Schicksal hat auf die Fragen dieses Buches eine harte, grausame Antwort gegeben. Aber siebenhundert Jahre geben eine Standfestigkeit, die auch dann noch die eigene Art zu bewahren weiß, wenn der Boden, den die Väter bebaut haben, verlorengegangen ist. Ich finde, dieser Roman und darüber das gesamte dichterische Werk Heinrich Jillich ist heute, da man allseits Verbindung mit den Menschen des Ostens sucht, aktueller und notwendiger denn je. Man müßte diesen Roman in einer Neuauflage allen Menschen in die Hand geben, die mit dem Osten zu tun haben. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Rumänen. Kein Dichter, kein Schriftsteller hat uns die Menschen dieses Volkes so gründlich und ganz aus ihrem Wesen heraus dargestellt wie Jillich. Niemand könnte alle, die mit den Rumänen in kulturellem oder politischem Bereich Verbindung suchen, besser und erfolgreicher beraten als er, der neben seiner dichterischen Begabung auch die politischen Kenntnisse und Erfahrungen besitzt, die für eine fruchtbare Verbindung mit diesen Menschen notwendig sind.

„Herberge des Herzens“

Und wieder werden in mir jene Tage des dunklen Jahres 1946 lebendig, da ich als heimlicher Botengänger von Freund zu Freund unterwegs war und über die Grenze schlich, um Heinrich Jillich zu besuchen. Ich traf ihn mit seiner prächtigen Frau, dem Urbild einer tatkräftigen Sächsin, und den Kindern, über deren Zahl ich mich erst unterrichten mußte, auf seinem Landsitz, dem hoch über Starnberg gelegenen Mühlbergschloß, das er sich gemietet hatte, ein weitläufiger, unübersichtlicher, alter Bau, in dem man sich nur schwer zurechtfinden konnte. Das Unheil war über Siebenbürgen hereingebrochen. Jillich hatte alle Türen geöffnet, um die Angehörigen seiner weit verzweigten Sippe bei sich aufnehmen zu können. Unvergeßlich, wie mir damals, als mich mein Freund durch das bis zur letzten Kammer überfüllte Haus führte, aus jedem Raum die Menschen entgegentraten, die von drüben gekommen waren — mein Großonkel, hieß es da, meine Schwägerin, der Mann meiner Cousine und so fort. Eine „Herberge des Herzens“, so nannte ich damals sein Heim. Dann saßen wir in der großen Bibliothek beisammen, ich, der ich mich mit gefälschten Papieren durch die amerikanischen Absperrungen durchgeschlagen hatte, und um mich die Menschen, die ihre Heimat verloren hatten. Das Gespräch drehte sich um ein Thema, das für mich kein Thema war, weil es mir müßig erschien, darüber noch Worte zu machen: Werden sich die Amerikaner mit dem derzeitigen Zustand im Osten abfinden oder werden sie so weit, wenn nötig mit Waffengewalt,

vorrücken, um diesem Raume eine gerechte Ordnung geben zu können. Mit harten Worten habe ich damals den Menschen, die da versammelt waren, diese Illusion zerstört. Später habe ich meine Haltung bedauert; denn dies war die einzige Hoffnung, an die sie sich noch klammern konnten.

Ich wollte mit diesem Bericht weder eine Darstellung des Lebens noch eine Würdigung des Werkes dieses siebenbürgischen Dichters geben, sondern lediglich meine persönlichen Erinnerungen festhalten und als Gruß zum glücklich erreichten Siebziger übermitteln, den ich schon im Jahre zuvor hinter mich gebracht habe. Trotzdem wird mir bange, wenn ich an den Tag denke, an dem Heinrich Jillich sein siebzigstes Lebensjahr vollendet, bange, weil diese Zeit ihm nicht geben kann, was sie ihm zu geben verpflichtet wäre: Eine weithin sichtbare Würdigung seiner Person und seines Werkes, getragen von allen verantwortlichen Stellen des politischen und kulturellen Lebens. Doch diese Zeit würdigt nur einen, der so schlecht ist wie diese Zeit selber, womöglich noch ein Stück schlechter. Ein Glück, daß sich Jillich selbst darüber im klaren ist und weiß, wie sehr ihn ein offizielles Lob bei den Menschen, die ihn wirklich schätzen, verdächtig machen würde. Das Land aber, für das er gelebt und gewirkt hat, ist stumm geworden. Grüßen werden ihn seine Landsleute, die in alle Welt verstreut worden sind, vor allem auch die Siebenbürger Sachsen in den Vereinigten Staaten, die er vor einigen Jahren besucht und ermutigt hat.

Abschließend will ich nur eines sagen: Was Heinrich Jillich, da er mit heißem Herzen seine ersten Gedichte schrieb, noch nicht ahnen konnte — das harte Schicksal, das seine Heimat getroffen hat, wird seinem Werk eine über diese Zeit weit hinausreichende, ja geradezu historische Bedeutung geben, wenn die literarischen Kümmerlinge dieser Tage längst vergessen sind.

Bücher von Heinrich Jillich

Von den 32 Büchern, die Heinrich Jillich geschrieben hat und die in einer Gesamtauflage von 1.300.000 Stücken verbreitet worden sind, seien an dieser Stelle nur einige genannt, die sich dem Volksgedächtnis besonders eingeprägt haben:

„Der baltische Graf“; „Der Weizenstrauch“; „Zwischen Grenzen und Zeiten“; „Die große Glocke“. — Die Novellenbände: „Die Schicksalsstunde“ und „Sturm des Lebens“. — Die heiteren Bücher: „Grünk oder das große Lachen“ und „Klauen und Klunkereien“. — Die Gedichte: „Komme, was will“.

Johann Joachim Winkelmann

Vor 200 Jahren, am 8. Juni 1768, endete zu Triest, sozusagen im „österreichischen“ Italien, durch Raubmord das Leben eines Mannes, der tiefwirkend wie kaum ein anderer vor und nach ihm die Südschnsucht des deutschen Geistes verkörpert hat. Der Schuhmachersohn aus Stendal gelangte über das kunstliebende Dresden zu einer Zeit nach Rom, da die Antike mehr durch die Brille der Renaissance und des Humanismus als durch originäre Erkenntnisse erfaßt wurde. Winkelmann wurde auf römischem Boden zum Kenner, Ordner und dichterisch inspirierten Beschreiber antiker Schätze und somit sowohl zum Vater der deutschen Archäologie wie zum begeisternden Anreger der deutschen Klassiker, die mit Goethe den weltbedeutenden Dank des deutschen Nordens an die südliche Welt der Alten zurückerstattet haben. Ein ganzes Jahrtausend deutscher Geistesbildung einschließlich der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Reformation bedeutet mit Winkelmann und den deutschen Klassikern die Saat einer durch Römertum und Christentum verursachten Geistesernte.

Zuerst sind die Römer landnehmend und kulturbringend nach dem germanischen Norden gezogen, dann sind in der Weltgeschichte zahllose Germanenzüge nach dem Süden gefolgt, deren Motive unterschiedlicher Natur waren. Noch in den beiden Weltkriegen gab es diese nur weltgeschichtlich erspürbare Nord-Südbewegung mit all ihren Blut- und Fruchtspuren.

Winkelmanns Wort von der „edlen Einfalt und stillen Größe“ der Alten wurde zum Leitmotiv deutsch-faustischer Humanität. Was bedeutet da schon der uns heutigen bewußte Denkfehler jener Generation, daß sie das Wesen des Hellenischen auf italienischem Boden zu erkennen vermeint hat? „Das Land der Griechen mit der Seele suchend“, wurden die Geister schließlich doch zu den echten Quellen geführt.

Die mit Winkelmann eingeleitete und mit Goethes erster Italienreise (1786–1788) zum Höhepunkt gelangte deutsch-humanistische Südbewegung gehört zu den bedeutendsten und fruchtbarsten Begabungsleistungen der Geniezeit.

Winkelmann ruhte damals schon zwanzig Jahre lang in fremder Sehnsuchtserde. Sein Werk der Anregung war begonnen und ist bis auf den heutigen Tag noch nicht zu Ende gediehen.

Die Südschnsucht des deutschen Geistes wird von jeder Generation aufs neue gestillt werden müssen. Mögen sich alle Südländreisenden deutscher Junge jener Adelsverpflichtung bewußt sein, die sie auf Winkelmanns und Goethes Spuren nach Süden bringt, und sich dem Volk der Dichter und Denker gemäß verhalten!

Robert Hampel

Conrad Ferdinand Meyer:

Die deutsche Bibel

Ein frommer Tag, den ich gestreckt ins Gras,
die „Schrift, verdeutschet durch Martin Luther“ las.
Gern hör' ich deiner Sprache, Luther, zu;
wer braucht das Wort gewaltiger als du?
Auf einer grün umwachsenen Burg versteckt,
hast du die Bibel und das Deutsch entdeckt.
Ich las, und alte Mär aus Morgenland
in Fleisch und Blut verwandelt, vor mir stand.
Den Heiland hör' ich, der mich traulich lehrt,
auf einem Schifferboot mir zugekehrt.
Der Rittersmann, der Knecht im Bauernkleid,
vernimmt von ihm den Weg zur Seligkeit.
Auch seine Henker tragen deutsche Tracht,
zu Köln wird er im Dornenkranz verlacht.
Und spottend geht an seinem Kreuz vorbei
Ein Chorherr aus der Mainzer Klerisei.
Der Sturm erbraust, und jede Sprache tönt
wie tief das Erz der deutschen Sprache dröhnt.

Heinrich Zillich 70 Jahre alt

Am 23. Mai wurde Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich 70 Jahre alt. Mit ungewöhnlich starker Erlebnis- und Gestaltungskraft begabt, geprägt vom Erleben der alten Donaumonarchie, des ersten Weltkrieges und des Studiums im Deutschland der Inflationszeit, wurde schon der junge Dichter — in die Heimat zurückgekehrt — zum Mittelpunkt der geistig bewegten Kräfte seiner Generation und setzte sich zeit seines Lebens leidenschaftlich und voller Sprachgewalt mit dem Auftrag und Weg seines Volkes auseinander. Für den Dichter, den politischen Publizisten und den langjährigen Vorsitzenden und Sprecher der Landsmannschaft in Deutschland blieben Volk, Reich und Abendland bestimmende Werte von hohem Rang. Wer sich mit dem Weg unseres Volkstammes auseinandersetzt, kann an Heinrich Zillich nicht vorbeigehen. Die „Siebenbürgische Zeitung“ (Nr. 8/9) würdigte den Jubilar als Sprecher der Gemeinschaft. Auch als Kronstädter Presbyter und im Vorstand des Hilfskomitees (bis 1951) stellte sich Heinrich Zillich mit Hingabe in den Dienst seines Volkes. Wir entbieten ihm beim Eintritt ins Patriarchenalter unsere herzlichsten Glückwünsche.

Unsere Leserfamilie

Vermählung:

27. April — Gernot Czell und Dr. Maria Czell, geb. Prall, in Setterich, Neue Heimat 2.

Todesfall:

In Niedertrebra (über Apolda) verstarb am 26. April im Alter von 54 Jahren die Pfarrfrau Anna Müller, geb. Knall.

Hermann Gehann 60 Jahre alt

Am 20. April vollendete Pfarrer Hermann Gehann in Berlin sein 60. Lebensjahr. Er hat sich eine „Würdigung“ verbeten — wir respektieren den Wunsch und blicken mit ihm, der „voller Dankbarkeit auf alles zurückblickt, was Gott (ihm) geschenkt hat, dankbar auf das, was er uns — seinen Freunden und seinen Gemeinden in der siebenbürgischen Heimat und in der Kirche von Berlin-Brandenburg — geschenkt hat, und wünschen ihm noch reiche Jahre des Dienstes und der Ruhe im Kreise seiner Lieben.

später auch immer wieder vorgenommen und durchgeführt haben. Pf. Friedrich Vorster, Stuttgart, legte uns den Philipperbrief aus. Unser Landsmann Dr. Erich Roth sprach über „Taufe und Kindertaufer“, über „Das Wesen der Ökumene“ und über „Die Reformation in Siebenbürgen“. Zur Ergänzung des letzteren lasen wir gemeinsam Karl Barth's Schrift über „Reformation als Entscheidung“ und vom selben Verfasser die Schrift „Die Kirche und die politischen Fragen von heute“. Und nicht zuletzt führte uns Dr. Krimm vom Ev. Hilfswerk in die größeren Zusammenhänge seiner Arbeit ein und schnitt die uns so besonders angehende Frage Kirche und Volkstum an. In einem der Abende lasen wir „Kampf um die Macht in unserer Kirche“ von Konrad Möckel, eine 1936 verfasste Schrift.

In dem nachher hinausgegangenen Bericht über diese Woche heißt es zusammenfassend:

„Auch unser Volkstum in all seiner Fragwürdigkeit und Verlorenheit steht unter Gottes Gericht, aber auch in seiner Mitte gibt es eine Kirche, die ihm zuzurufen darf, daß es von Gottes freier Gnade angenommen und aufgenommen ist, und in dieser Erkenntnis dürfen auch wir mit aller Dankbarkeit, Freudigkeit und Verantwortung vor Gott Siebenbürger Sachsen sein, solange es uns Gott schenkt. Und alle Verworrenheit und Verquidetheit gerade unserer siebenbürgischen Verhältnisse von Volk und Kirche kann nur immer wieder von dem einen her gelöst werden: von der selbstlosen Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus. Wir wollen Gott in seiner freien Gnade bitten, daß er unserem Volkstüm diese Verkündigung erhalten möge!“

(Fortsetzung folgt)

Veranstaltungen des Hilfskomitees

Jugend-Sommerlager 1968

Im Sommer finden folgende Lager statt (endgültige Daten):

1. Krausenbach/Speffart: 2.—16. August, für Jugendliche von 10 bis 14 Jahren, Lagerleiterin: Meta Gell.
2. Ragold/Schwarzwald: 4.—18. August, für Jugendliche ab 15 Jahren, Lagerleiterin: Elke Mathias.
3. Berghütte Rübezahl/Bayerischer Wald: 11. bis 25. August, für Jugendliche von 10 bis 15 Jahren, Lagerleiter: Reinhart Philipp.
4. Hochkeilhaus b. Mühlbach/Hochkönig, Salzburg: 24.—31. August, bei ausreichender Teilnahme eventuell eine zweite Woche.

Der Lagerbeitrag beträgt in den Lagern 1 bis 3 95 DM, im Hochkeilhaus pro Woche 56 DM. Näheres über alle Veranstaltungen enthält ein Lager-rundschreiben, das von der Geschäftsstelle des Hilfskomitees angefordert werden kann, die auch die Anmeldungen entgegennimmt: 8 München 22, Himmelreichstraße 4.

Spenden

Noch im Dezember spendeten für das „Licht der Heimat“:

DM 10.—: A. West, Susanne Briebracher, I. Hinz, Ernestine Fritz, Maria Schieb, Mich. Glatz, Gretel Alfred West, Susanne Briebracher, Ida Hinz, Ernestine Fritz, Maria Schieb, Mich. Glatz, Gretel Müller, Edith Harp, Gertrud Mollet, Kurt Weber, Werner Frank, Irene Dobrian, Hans Gottschling, Wilh. Fielk, Rudolf Henter, Boettcher, Karl Hermann Theil, Willy Bentlage, Arthur Förster, Joh. Jakobi, Käthe Lurz, Fritz Roth, Wilhelm Wagner, Walter Roth, Egon Hergetz, J. Morawitz, Maria Knopp, Rich. Pankiewicz, Alfred Regius, Eduard Schlecht jun., Rosa Eckardt, Siegfried Beer, Marg. Preidt, W. Maetz, Rosa Berth, Joh. Dörner, Joh. Grampe, Hertha Josephi, Herta Löding, Gerda Lambrecht, Sophie Herold, Helga Conner, Martin Untch, Josefine Fogarascher, Dr. Hans Mosser, Friedr. Stamp, Hedwig Phleps, Ferentzi & Kessler, Martha Nannen, Klaus Theil, Georg Schuller, Guido Fabritius, Hans Kandert, Gerh. Soob, Elisabeth Biemel, Hermann Kreisel, Johann Kandert, Wolfgang Behrend, Gustav Drotleff, Harro Hubbes, Dora Hausmann, Heinz Schunn, Heinz Meizer, Mich. Lang, Joh. Baier; DM 10.30: Michael Sterie; DM 11.60: Andreas Depner; DM 12.—: M. Deutschländer, Dr. Ernst Leutsch, Ilse Lang, Erna Barth; DM 14.—: Dr. Mich. Preuß, Ingeborg Sattler; DM 15.—: Kurt Orendi, Dr. Alois Mudra, Dr. Peter Alberti, Andreas Schuller, E. Hann; DM 18.—: Martin Zackel; DM 19.—: George Mantsch; DM 20.—: Rich. Pankiewicz, Wilh. Teutsch, Alfred Teutsch, Hans Schmidt, Math. Kloos, Dr. Fritz Bielz, Werner Ackermann, Dr. Dr. Alfred Graffius, Friederike Bruckner, Michael Hanek, Dr. Hans Leonhardt, Christl Preu, Bernhard Barth, Dr. Gustav Kloos, Johann Gabber, Bruno Bechtold, Karl Fernengel, Dr. Christian Phleps, Ernst Eitel; DM 24.—: Herta Reiser; DM 25.—: Dr. Arnold Arz v. Straußenberg; DM 30.—: Hermann Gehann; DM 36.—: Walter Schoppel; DM 50.—: Helmut Fiala; DM 100.—: Oskar Bruns; DM 200.—: Margarete Kraus. — PS — Österreich: OS 10.—: Fritz Maroscher; OS 15.—: Herm. Barth, Joh. Böhm; OS 20.—: Michael Raiger, Martin Bidner, Rosina Rauh, Viktor Quandt, A. Weber, Mich. Alzner, Georg Jung, Kathi Rehlend, Joh. Fuhrmann, Wilh. Honigberger, Mich. Teutsch, Mich. Beder, Rud. Frank, Mich. Kualessen, Hermine Gunesch, Gust. Wollmann, Erwin Schuller; OS 25.—: Joh. Markler, Georg Kreutzer, Mich. Theiß, Joh. Krug; OS 27.—: Samuel Biro; OS 30.—: Mich. Gubesch, Hildegard Krätner, Mich. Linnerth, Martin Gaber, Mich. Weber, Otto Rottmann, Erwin Ludwig, Mich. Frim, Maria Sommitsch, Mich. Lochner sen., Martin Eichhorn; OS 40.—: Oskar Keintzel, Franz Barth; OS 50.—: Friedr. Niemands, Dr. Kurt Streitfeld, Dr. A. Scheel, Gerhard Wengert, Martin Pfingstgräf, Rich. Engler, Maria Gittel, Margarete Breckner; OS 65.—: Hubert Knall; OS 100.—: Dr. Hansotto Göllner, Kuno Eisenburger, Dr. Otto Folberth, Dr. Karl Kurt Klein, Emma Scharsach.

Für den E.-Roth-Fonds spendeten im Dezember 1967: Michael Kenst, Wiesbaden, 5.— DM.

Für das „Licht der Heimat“ spendeten im Januar 1968: DM 3.—: Edmund Leonhardt, E. Thurmayer, Heinz Bloch, Gertrud Schumann, E. Hiemesch, Wilhelmine Schreiber, Michael Gunesch, Robert Sylva, Robert Michaelis, Andreas Beer, H. Fleischer, Georg Schneider, Elisabeth Breckner, Werner Fr. Haas, Michael Krebelder, Christa Braun, Emma Schuller, Joh. Seidel, Michael Klief, Joh. Pfingstgräf, Karl Horger, Grete

Familienerholung im Hochkeilhaus

Vom 20. Juli bis 30. August steht uns das Hochkeilhaus bei Mühlbach am Hochkönig (Land Salzburg), 1400 m Höhe, wie etwa die Hohe Rinne, wieder zur Verfügung. Wer seinen Urlaub in — je nach Wunsch lofer oder engerer Gemeinschaft mit Landsleuten in schöner Landschaft und bei guter Verpflegung verbringen will — Vollpension zum Tageslohn von 12 DM für Erwachsene, 10 DM für Jugendliche, 8 DM für Kinder — meldet sich beim Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen, 8 München 22, Himmelreichstraße 4, an, das auch nähere Auskunft erteilt.

Kirchentag in Mainz

Am 12. und 13. Oktober halten wir in Mainz (Auferstehungskirche) unseren diesjährigen siebenbürgisch-sächsischen Kirchentag. Während wir am Samstag in einer Tagung des Kirchlichen Arbeitskreises unser innerkirchliches Gespräch fortführen und die Vollversammlung des Hilfskomitees abhalten wollen, sind für Sonntag ein Gottesdienst und eine Festversammlung geplant, bei der der Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Prof. Dr. Wolfgang Güter, einen Vortrag „Um das rechte Verständnis vor Kirche“ halten wird.

Schon heute laden wir alle Landsleute zu diesem Kirchentag herzlich ein.

Schuller, Karl Theil, Luise Walker, Gustav Herbert, Susanna Lautenschläger, Hubert Weiß, Erika Gehlke, Peter Weinrich, Kath. Jung, Matthias Hochbauer, Sofia Daichendt, Maria Böhm, Olga Sauer, Charlotte Zeimes, Malvine Roth, Maria Zeck; DM 4.—: Ludwig Kurovsky, Herwart Reiser, Mathilde V. Better, Georg Werner, Joh. Hanek; DM 5.—: Friederike Schunn, Dr. Artur Gromen, Arnulf Ott, Dr. Wilh. Arz, Otto Sturm, Dr. Hans Leicht, Werner Reichel, Joh. Bielz, Hans Bonfert, Simon Thiess, Otto Prömm, Martin Rende, Sara Hinz, Ella Schorsten, Sara Schenker, Joh. Graef, Marie Balaszovits, Joh. Gromen, Anna Peter, Günter Einschenk, Luise Seewaldt, Karl R. Czerny, A. H. Grün, Maria Kottek, Simon Thorwächter, Reinhardt Riemer, Hans Drechsler, Oswald Weiß, Peter Buchholzer, Heinz Lukesch, Josef Kaiser, Mathilde Rein, Karl Gellner, Dr. Carl Cramer, Emma Müller, Oscar Hecht, Gerda Kastenmayer, Mathias Schuster, Adolf Bergmann, Franz Pitters, Hans Lutsch, Johanna Seewaldt, O. Maiterth, Viktor Zoor, Eva Rader, Horst Bruns, Joh. Ongerth, Hermine Alzner, Luise Erdös, Thilde Behrend, Joh. Geisler, Mich. Bartel, Rich. Hügel, Karl Berger, Georg Barthelmie, Gerda Knopf, Emil Schadt, Günther Karres, M. Kreutzer, Maria Hann, Gertraud Widmann, Emmi Reip, Egon Albert, Walter Rosler; DM 6.—: Mich. Gunesch, Albertine Hönig, Anna Schwab, Arnold Wolff, Dr. Gustav Konnerth, Fritz Schabel, Heinz Schunn, Friedl Kindl, Ilse Bergel, Simon Schwarz, Julius Lederhäger, Frieda Spary, Otto Gutt, Ida Wagner, Wilhelm Vekony, Andreas Konrad, Peter Montsch, Hilde Mühlsteffen, Robert Ludwig, Wilh. Zacharias; DM 7.—: Elise Schemmel, Martin Greger; DM 8.—: Emmi Klein, Max und Herta Lang; DM 10.—: Dr. Dr. Martin Guber, Richard Grün, Fritz Meisel, Helga Penteker, Mich. Kenst, Johanna Wenzel, Friedrich Ludwig, Alfred Schmidts, Liselotte Wolff, Dr. Fritz Eisenburger, Maria Lörch, Marg. Scherhauser, Friedr. Orendi, Tili Wöner, Otto Königes, Hilde Karoli, Rosa Binder, Hans Gärtner, Anny Kroner, Adelheid Sigmund, Dr. Helmut von Lani, Georg Bielz, Eduard Daniel, Math. Pfaff, Theodor Redenbacher, Hans Gohn, Dr. Hans Graef, Georg Hartig, Heinz Klein, Minna Fröhlich, H. Wilk, Arthur Müller, Viktor Bulhak, Rosa Muert, Annemarie Schiel, Arnold Roth,

Fortsetzung folgt

Herausgeber: Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und evang. Banater Schwaben im Hilfswerk der Evang. Kirche in Deutschland. Für den Inhalt verantwortlich: Oberstudienrat Hans Philipp, 88 Ansbach, Schalkhäuser Str. 12, Tel. 36 08. Zuschriften und Einsendungen hierher erbeten. Verwaltung: Hauptgeschäftsstelle des Hilfskomitees, 8 München, Himmelreichstraße 4, Tel. 22 70 55. Einzahlungen an das Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und ev. Banater Schwaben Postscheckkonto München 57 29 (für Deutschland) u. Wien 879 40 (für Österreich). Bankverbindung: Bayerische Staatsbank München, Konto 730 700, Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen. Druck: Schweinfurter Druckerei u. Verlagsanstalt GmbH.

*Südostdeutsche
Stg. München*

Freitag, 14. Juni 1968

Treuer Weggefährte

Einer der getreuesten Weggefährten unserer Volksgruppe, der Dichter Heinrich Zillich, feiert in diesen Tagen seinen 70. Geburtstag. Er ist in Kronstadt geboren und stammt somit aus einer Volkstumsinsel des Vielvölkerstaates Österreich, deren Schicksal in vielem mit dem unserer Volksgruppe verglichen werden kann. Die Siebenbürger Sachsen haben während ihrer geschichtlichen Aufgabe Staats- und Volkstreue jahrhundertlang trotz aller Spannungen und Umwälzungen zu vereinen gewußt und sich als Ordnungselement im Zeichen eines echten europäischen Zusammenlebens bewährt.

Heinrich Zillich hat als Kulturpolitiker, als Dichter und als mutiger Vertreter seiner Volksgruppe hervorragenden Anteil an der Willensbildung in einem vom Schicksal gezeichneten Raum genommen. Sein weitgespanntes dichterisches Werk ist dem Siebenbürger Land und seinen Menschen gewidmet, umfaßt weite historische Abläufe in Erzählungen, Novellen und Romanen, denen lyrischer Stimmungsreichtum und dramatische Akzente zu eigen sind. Unverkennbarer Humor, der sich immer wieder Bahn bricht und leidenschaftliches Versenken in historische Begebenheiten erfüllen seine dichterische Aussage, die sich ebenso weltoffen wie heimatverbunden offenbart.

Sein 1936 erschienener Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ erlebte eine Riesenaufgabe und brachte ihm den „Literaturpreis der Stadt Berlin“ ein. Von seinen mehr als 30 aufgelegten Büchern sind mehrere in fremde Sprachen übersetzt worden, so die historische Erzählung „Attilas Ende“, „Die Schicksalsstunde“, „Sturm des Lebens“ und „Die große Glocke“. Seiner engeren Heimat gewidmet ist der Bildband „Siebenbürgen“ und „Ein abendländisches Schicksal“, seine Lyrik ist in mehreren Sammelbänden zusammengefaßt.

Zillichs Lebenslauf ist geprägt vom Schicksal seiner Volksgruppe, das sich nicht nur in seinem Werk immer wieder niederschlägt. Ihm ist nichts erspart geblieben, aber über den Niederungen des Alltags steht die Tatsache, daß ein großer Leserkreis ihm die Treue über stürzende Reiche und veränderte Zeiten hinweggehalten hat. Der ihm 1953 verliehene „Südostdeutsche Literaturpreis“ in München ist Ausdruck dieser Tatsache.

Er lebt gegenwärtig in Starnberg und gehört zu jenen glückhaften Menschen, die vom Schicksal nie bezwungen, sondern stets geläutert werden und die es verstehen, auch der hoffnungslos scheinendsten Situation gegenüber ein versöhnliches Lächeln zu finden. Er hat die siebenbürgische deutsche Jugendbewegung entscheidend mitgeprägt und ist zum Anwalt des rumänischen Südostdeutschtums geworden. Sein Wirken und seine dichterische Aussage gehören dem ganzen deutschen Volk.

R. Pozorny

Zu Heinrich Zillich 70. Geburtstag

Zu seinem 65. Geburtstag vor fünf Jahren schrieben wir im „Südostdeutschen“, Heinrich Zillich (Dr. rer. Pol., Dr. phil. h.c. Göttingen), dessen Geburtsstadt Kronstadt ist, sei zwar Siebenbürger Sachse, aber wir Buchenlanddeutschen könnten sagen, er sei auch unser Zillich. So bekannt und volkstümlich ist nämlich dieser bedeutendste Siebenbürger Dichter unter unseren buchenlanddeutschen Landsleuten, und so beliebt ist er unter ihnen als Mensch. Gerade das ist das schöne und tröstliche in dieser trostlosen Zeit an ihm, daß er kein Poseur ist, sondern bestes, gesundes und sauberes Deutschtum verkörpert. So ist er, so wirkt er und so sind auch seine vielen dichterischen Zeugnisse: Romane, eine große Zahl von Erzählungen, Schnurren, Anekdotisches, gehaltvolle Lyrik und sogar Kindergeschichten, wahrhaft köstliche Dichtergaben. Das ewig Gültige im Menschen und im Deutschen lebt und webt in seinen Werken. Dazu gehört auch die Würdigung fremden Volkstums, die Achtung vor anderen Völkern — aber dazu gehört auch die heute leider verschüttete, von Zillich stets hochgehaltene Wahrheit, daß die Achtung für andere Völker bei der Selbstachtung beginnt.

Zillich war auch Soldat in drei Kriegen, er hat nach dem Zweiten

Weltkrieg auf dem Gebiet landsmannschaftlicher Arbeit viel und Hervorragendes geleistet, er ist seit 1945 im Kulturleben und als Dichter wieder schaffensfroh und jugendlich-frisch tätig.

Eine Gesamtauflage von eineinhalb Millionen Stück erreichten Zillichs literarische Werke, und er erntete für sein Schaffen vor 1945 und nach dem Krieg schöne und bedeutende Literaturpreise, besonders für sein Hauptwerk, den Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (1936). Hervorzuheben sind auch die von ihm geleiteten hervorragenden „Südostdeutschen Vierteljahresblätter“, die unter Zillichs Leitung seit zehn Jahren ihren Mitarbeiterstab von 15 bis 25 auf mehr als 50, die Zahl der jährlichen Beiträge auf das Dreifache und die Zahl der festen Bezieher auf das Vierfache gesteigert haben! Das sagt viel, es bedeutet Jahr für Jahr immer aufs neue eine Bestätigung und Kundgebung für Zillich, den Dichter und Menschen. Er bleibe uns mit seinem Schaffen noch lange, lange Jahre erhalten und schenke uns noch viele schöne Gaben seiner Dichtkunst! Herzliche Glückwünsche den Geburtstagsjubilar namens der Buchenlanddeutschen und ihrer Landsmannschaft, ebenso auch namens des „Südostdeutschen“. Ad multos annos! B.S.

*Der Südostdeutsche, München
15. Mai 1968*

15.6. 1968

SIEBENBÜRGISCHE ZEITUNG

Bundespräsident Lübke an Heinrich Zillich

Von den vielen Glückwunschschreiben und -telegrammen bedeutender Persönlichkeiten und kultureller Institutionen des In- und Auslandes, die Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich als Dichter und als Ehrenvorsitzendem der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland zu seinem 70. Geburtstag zuginen, sei die Depesche des deutschen Staatsoberhauptes hier wiedergegeben.

Bundespräsident Heinrich Lübke drahtete:

„Wenn Sie am heutigen Tage auf den Ertrag eines 70jährigen Lebens zurückblicken, so werden Ihnen das Vertrauen und die Achtung, die Sie sich als Schriftsteller im In- und Ausland

erworben haben, als schönster Lohn Ihres künstlerischen Schaffens erscheinen. Ihr schriftstellerisches Werk ist durch Ihre siebenbürgische Heimat geprägt. Als langjähriger Redakteur der Zeitschrift „Klingsor“ und als Schriftsteller haben Sie Zeugnis von der kulturschöpferischen Kraft des Deutschtums im südosteuropäischen Raum abgelegt. Immer aber war Ihr Wirken auf Ausgleich und Verständigung zwischen Deutschen und Rumänen angelegt. Meine herzlichen Glückwünsche zum 70. Geburtstag verbinde ich mit guten Wünschen für Gesundheit und Schaffenskraft.

Heinrich Lübke,

Präsident der Bundesrepublik Deutschland“

Dichterlesung Heinrich Zillich in München

Heinrich Zillich, der im vergangenen Monat seinen 70. Geburtstag feierte, liest in München aus eigenen Werken. Die Dichterlesung findet am Samstag, dem 22. Juni 1968, um 19.00 Uhr im Kleinen Saal des Scholastika-Hauses, Mün-

chen 2, Ledererstraße 5/III (Ecke Sparkassenstraße, nächst Marienplatz/Tal) statt.

Die Kreisgruppe München der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen lädt hierzu alle Freunde des Dichters und alle Landsleute herzlich ein.

Dr. Wilhelm Bruckner

Kurz vermerkt

Dem Dichter Dr. Dr. h.c. Heinrich Zilllich (Starnberg) wurde am 23. Mai d.J. anlässlich seines 70. Geburtstages der Kulturpreis der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen, deren Ehrenvorsitzender er ist, in feierlicher Weise überreicht.

„Der Südosstdeutsche“
München, 15.6.1968



Der Dichter als Sprecher der Gemeinschaft

Heinrich Zillich zu seinem 70. Geburtstag / Von Univ.-Prof. Dr. Dr. h. c. Karl Kurt Klein, Innsbruck

„Dichten heißt Stimme der Gemeinschaft sein.“ Das dürfte mitten im Kriege, als die rohen Kräfte der äußeren Gewalt entscheidend schienen, ein hoch angesehener Professor und Schriftsteller in einem Aufsehen erregendem Werk verkünden. Dessen Grundanliegen war es, zu zeigen, daß geistige Kräfte den Bestand und Rang von Gemeinschaften, also auch der Völker in der Welt bestimmen, nicht äußere Macht und politische Geltung.

Diese geistige Kraft, die er ungeheurer Entfaltung für fähig hielt, sah Max Kommerell verkörpert in den Dichtern als schöpferischen Meistern der Sprache. In den Sprachen setzen sich Generationen lang die Erlebnisse und Erkenntnisse von Gemeinschaften ab und bleiben von den ältesten Zeiten an dauernd wirkkräftig und lebendig.

Wenn der Verfasser, so hieß es in der Vorbemerkung, sein Buch „Der Dichter als Führer“ nennt, so sei er gewillt, die Dichter darin auftreten zu lassen „als Vorbilder einer Gemeinschaft“, als „wirkende Personen“, nicht als „bloße Poeten“. Ungeheure Kräfteströme sah der Verfasser von ihnen ausgehen und sich wirkend entfalten. Dieser Verfasser war ein Stefan-George-Schüler, Ordinarius an der Frankfurter, dann an der Marburger Universität. Er folgte dem Vorbild des Meisters, der das Chaos einer verwilderten Zeit bändigen wollte durch Zucht der Sprache, der als der Stifter eines geistigen Ordens, den Anspruch erhob, Volkserzieher, Zuchtmeister und „Führer“ zu sein und dem gefährlichen Führeranspruch eines anderen entgegenzutreten. Stefan George starb 1932, Max Kommerell 1944, beide bevor sie die entfesselte Macht eines autoritären Staates zu spüren bekamen.

Einige Zeit vorher hatte ich in meinem Buch „Ostlanddichter“ (1926) die Frage aufgeworfen, ob wir Siebenbürger Sachsen in Erfüllung eines alten Traumes in Heinrich Zillich „den“ langherbeigesehnten großen Dichter unseres Stammes sehen dürften. Die Frage hatte ich bejaht, einschränkend jedoch bemerkt, daß das damals noch junge Genie, um als Siebenbürger bleibende übersiebenbürgische Werte zu schaffen, noch gewaltig wachsen müsse.

Zillich hat diese Erwartung nicht enttäuscht. In den „Rückblicken“, die er zu seinem 70. Geburtstag in den „Südostdeutschen Vierteljahrsheften“ veröffentlichte, hat er äußere Stufen seines Aufstieges festgehalten. Die dichterische Leistung und Wirkungsbreite seines Schaffens ist in der Festansprache zu seinem 60. Geburtstag (Folge 2/3 des Jahrganges 1953 der gleichen Zeitschrift) gewürdigt und mit Daten bis in Einzelheiten belegt worden. Vorher und nachher ist Zillich zu ungezählten Malen als Sprecher des deutschen Volkes und unseres Stammes in Erscheinung getreten, bei den „Gesamtdeutschen Dichtertreffen“ der dreißiger und vierziger Jahre und vielen bei anderen nationalen und übernationalen Gelegenheiten. Nicht davon soll hier die Rede sein.

Zu seinem 70. Geburtstag seien einige Großveranstaltungen hervorgehoben, bei denen der Dichter ausschließlich als Sprecher und Anwalt unseres siebenbürgischen Völkchens hervortrat.

Zum erstenmal war das der Fall, als der Gymnasiast Zillich vor dem Ersten Weltkrieg bei der Gedenkfeier der Schlacht von Marienburg (1612) in Vertretung des Sachsenvolkes als einer der Besten der feiernden Wandervogelgeneration herausgestellt wurde. Das waren jene Männer, die bei dem frühen südsiebenbürgischen Wandervogeltreffen Ostern 1913 in Agnetshelm sich nicht an Nietzsche und Goebineau ausrichteten; sie taten es an Breuers „Zupfgeigenhansl“ und an dem „Deutschen Leid“ von Rudolf Hans Bartsch. Dessen blasse Romantik ist von diesen Jünglingen in den Stahlgewittern des Weltkrieges echt erlebt und mit ihrem Blut besiegelt worden. Sie hat Zillich und seinen Klingsor-Kreis in den zwanziger Jahren immer bewußter zum Sprecher der Kriegsgeneration und dann zum geistigen Rückgrat der siebenbürgisch-deutschen Jugendbewegung in deren zweiter Entwicklungsphase werden lassen. Darüber hinaus wuchs der Dichter zum Anwalt des rumänischen Süd-



Heinrich Zillich

Programm für das Heimattreffen 1968 in Dinkelsbühl

Samstag, den 1. Juni

- 14.00 Uhr Sprechstunde des Rechtsreferates und Siedlungsreferates im Verkehrsamt, Rathaus, Eingang Segringerstraße
- 15.00 Uhr Eröffnung der Volkskunstaussstellung, in der Hospitalanlage, Dr.-Martin-Luther-Straße
- 18.00 Uhr Vorführung des Farbfilm „Festliches Dinkelsbühl“, Hospitalanlage (Unterrichtsraum)
- 19.00 Uhr Begrüßungsabend in der Schranne unter Mitwirkung der Dinkelsbühler Knabenkapelle und einer siebenbürgischen Blaskapelle, anschließend Tanz
- 20.00 Uhr Jugendveranstaltung mit Tanz in der Turnhalle an der alten Promenade

Sonntag, den 2. Juni

- 7.30 Uhr Wecken durch die siebenbürgische Blaskapelle
- 8.00 Uhr Sprechstunde des Rechtsreferates und Siedlungsreferates im Verkehrsamt, Rathaus, Segringerstraße
- 9.00 Uhr Vorführung des Farbfilm „Festliches Dinkelsbühl“, Hospitalanlage (Unterrichtsraum)
- 10.00 Uhr Festgottesdienst in der St.-Pauls-Kirche
- 11.15 Uhr Aufstellung des Festzuges vor der Schranne, Gang zur Gedenkstätte
- 12.00 Uhr Feierliche Einweihung der Heimatglocke der Siebenbürger Sachsen
- 14.00 Uhr Aufstellung des Trachtenzuges, auf der Bleiche, Nikolaus-Eseler-Straße
- 14.30 Uhr Abmarsch des Trachtenzuges
- 15.00 Uhr Kundgebung vor der Schranne, auf dem Weinmarkt
- 18.00 Uhr Platzkonzert einer siebenbürgischen Blaskapelle
- 21.00 Uhr Aufstellung der Trachtengruppen vor der Schranne zum Fackelzug, Abmarsch mit der siebenbürgischen Blaskapelle zur Gedenkstätte
- 21.30 Uhr Großer Zapfenstreich der Dinkelsbühler Knabenkapelle vor der Gedenkstätte
- ab 22.00 Uhr Tanz in der Schranne und in der Turnhalle

Montag, den 3. Juni

- 8.00 Uhr Platzkonzert der siebenbürgischen Blaskapelle
- 9.00 Uhr Sitzung des Bundesvorstandes
- ab 11.00 Uhr gemeinsames Holzfleischessen

Auch das diesjährige Heimattreffen wird von den Landsmannschaften der Siebenbürger Sachsen in Österreich, Kanada, den USA und Deutschland gemeinsam veranstaltet.

Die Frauenschaft der Landsmannschaft zeigt beim Heimattreffen in Dinkelsbühl in einer Volkskunstaussstellung siebenbürgisch-sächsische Stickereien.

ostdeutschtums und schließlich, wie erwähnt, zu einem weithin gehörten Sprecher des deutschen Gesamtvolkes.

Für seine Sachsen sprach Zillich bei der 800-Jahrfeier der Einwanderung nach Siebenbürgen am 21./22. Oktober 1950 in München. Zahllose Gäste aus nah und fern waren anwesend. Unter den Spitzen war sogar der Präsident der Bundesrepublik Deutschland. Viele der Formulierungen Zillichs, der den „Schicksalsweg der Siebenbürger Sachsen“ schilderte, haben die Erschienenen stärkstens beeindruckt. Sie haben lange nachgewirkt. Zillich sagte: „Völker leben solange ihre Aufgaben bestehen.“ Er sagte: „Das Abendland ist unser Volksgesetz.“ Und schließlich sagte er: „Die Geschichte entläßt unsern Stamm nicht aus seiner Aufgabe am Karpatenwall. Ob die Großen dieser Erde das wußten, bezweifle ich, nicht aber, daß Gottes Wille hierin waltet.“

Die 700-Jahrfeier der Einwanderung war in Hermannstadt begangen worden. Männer der Wissenschaft, der Wirtschaft und der Politik hatten sie gestaltet. Der Dichter (es war Carl Bleibtreu aus Berlin) stand damals nur als Nebenfigur am Rande. Die Leitung des Festzuges, dem Zehntausende zuzubehören, lag in den Händen von Dr. Carl Wolff.

Das war Stil des 19. Jahrhunderts. Wissenschaft, Wirtschaft und Politik: Sie stehen auf der Seite der Ratio. Dichter empfangen ihre Eingebungen in dem Bereich des Irrationalen. Diese sind darum nicht minder wahr.

Die dritte Gelegenheit, bei der Zillich im Blickfeld der sächsischen Gemeinschaft weithin sichtbar wurde, war die Übernahme der Patenschaft unserer Volksgruppe durch das Land Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf. Zillich war der Sprecher der Landsmannschaft; zum offiziellen Festredner war ein anderer bestellt worden.

Nun begab sich etwas in zweifacher Hinsicht Bemerkenswertes. Die Äußerungen der beiden verantwortlich Sprechenden waren — eine bei uns Sachsen seltene Tatsache — vorher nicht synchronisiert, d. h. aufeinander nicht abgestimmt worden. Zillich vertrat in der Frage der Familienzusammenführung mit Vehemenz einen Standpunkt, für den der offizielle Festredner nicht gewonnen war.

Beider Ausführungen mißfielen den damaligen staatlichen Organen in der Heimat — sei es durch falsche Spitzelberichte, sei es aus anderen Gründen. Es herrschte damals und dort noch die unbedingte Linientreue. Der Blick des Staates war starr auf das stalinistische Vorbild gerichtet. Beide Düsseldorfer Reden verfielen der Verfemung. Diese sollte nicht endlos dauern. Wie rasch doch Zeiten und Völker sich ändern können: Seit Jahren beginnt der europäische Südosten sich aus dem Bann des östlichen Stalinismus zu lösen. Voran geht, wenn auch streng innerhalb des marxistischen Rahmens, das Rumänentum. Zu einem diesjährigen festlichen Empfang der Rumänischen Botschaft in Bonn wurde der Dichter Zillich wieder geladen und zur Aufnahme der alten freundschaftlichen Beziehungen zum Rumänentum aus der Blütezeit des Klingsor-Kreises ermuntert.

Der zweite bemerkenswerte Moment an dem Düsseldorfer Vorfall ist das folgende.

Es hat sich auf siebenbürgischer Ebene das nicht wiederholt, was Kommerell in seinem Buch auf der Höhe des Gesamtdeutschtums als verhängnisvoll erkannt geschildert und bedauert hat: Hader, Zwietracht und Spaltung. Der sachliche Gegensatz der beiden Redner hat auf ihre persönlichen Beziehungen nicht den leisesten Schatten geworfen. Das ist für Wesen und Weitherzigkeit sächsischer Denkungsart, letztlich vielleicht für das Rätsel der 800jährigen Erhaltung einer deutschen Gemeinschaft im fremden Völkermeer bezeichnend. Der Kreis, den der Dichter Zillich aus den Geschlechterfolgen des ersten Weltkrieges als geistige Führungsschicht um den „Klingsor“ aufgebaut hatte, blieb geschlossen und seinem Beginner in Freundschaft unverbrüchlich verbunden.

Ähnliches hat sich in der Vergangenheit immer wieder zugetragen. Das erklärt vielleicht (Fortsetzung Seite 2, Spalte 1, unten)



Die Glocke der Heimat ruft uns nach Dinkelsbühl!



Die deutsch-rumänischen Beziehungen als zeitgeschichtliches Problem

Jahrestagung des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde

Wer bei historischen Untersuchungen das Subjekt der Geschichte sucht, könnte bei einer Erörterung der deutsch-rumänischen Beziehungen und insbesondere des Verhältnisses der NSDAP zu den Deutschen in Rumänien leicht sich an der Streitfrage festbissen, von welchem Blickpunkt aus eine Klärung erfolgen müßte: Von Berlin oder von Bukarest, oder etwa von Siebenbürgen aus? Diese Streitfrage dürfte praktisch insoweit entschieden sein, als im Herbst dieses Jahres ein Buch von Prof. Dr. Hans-Adolf Jacobsen vorliegt, in dem dieser Problemkreis von Berliner Sicht erforscht hat. Über die Ergebnisse seiner Untersuchungen gab Prof. Jacobsen einen ersten Bericht vor dem Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde, der am 20. und 21. April seine 6. Jahrestagung im Heimathaus Siebenbürgen auf Schloß Horneck in Gundelsheim am Neckar abhielt.

Prof. Jacobsen zu Hitlers Rumänienpolitik

Überzeugt und überzeugend legte Prof. Jacobsen dar, wie Hitler zunächst sowohl den Staat Rumänien als auch die Deutschen in diesem Staat voll als Subjekt achtete, weil er weder über den innenpolitischen, noch gar über den außenpolitischen Machtapparat verfügte, um auf diesem Gebiet nennenswerte Entscheidungen durchsetzen zu können. Hitler hielt sich also zurück und ließ in der hierarchisch organisierten Anarchie des Dritten Reiches die verschiedenen Stellen die verschiedensten Entscheidungen verkünden, ohne selbst einzugreifen. Erst als sein Machtapparat entsprechend ausgebaut war und vor allen Dingen die SS immer mehr Entscheidungen in ihre Hände bekam, erfolgte die Radikalisierung, und Hitler begann, Rumänien und noch mehr dessen deutsche Bewohner immer weniger als Subjekt und immer mehr als Objekt zu betrachten, über das er nach seinem Gutdünken verfügen zu können glaubte. Das war aber schon der Anfang vom Ende. Wie jetzt auch im rumänischen Magazin für Geschichte (Magazinul istoric) anhand der Dolmetscheraufzeichnungen über das letzte Gespräch zwischen Hitler und Antonescu im August 1944 zu lesen ist, erkannte auch Marshall Antonescu Hitlers Maßlosigkeit. Aber es war zu spät. Hitler hatte alles so übersteigert, daß er selbst ausgelöscht und mit ihm das Deutsche Reich und sein Volk zum Objekt degradiert wurden.

Prof. Gross: Die wirtschaftliche Entwicklung Südosteuropas

Diese schwere Störung der europäischen Entwicklung spüren wir alle noch heute, nicht zuletzt auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Wie sehr aber gerade auch von der Wirtschaft her eine Gesundung Europas notwendig ist, zeigte im Rahmen dieser Jahrestagung der öffentliche Vortrag von Prof. Dr. Hermann Gross, der die großen Linien der wirtschaftlichen Entwicklung Südosteuropas in diesem Jahrhundert aufzeigte. Prof. Gross konnte dabei insbesondere auch auf den deutschen Anteil an der wirtschaftlichen Entwicklung dieser Schutzzone Europas hinweisen. Dazu trugen einmal die Bemühungen des seinerzeit in Leipzig gegründeten Mitteleuropäischen Wirtschaftstages bei, durch den vom damaligen Deutschen Reich aus Außerordentliches für die wirtschaftliche Entwicklung in Südosteuropa geleistet wurde. Nicht weniger wog die Tatsache, daß Millionen deutscher Bauern in ihren südosteuropäischen Heimatländern tätig waren und durch ihre moderne Agrarwirtschaft ein besonderer Wirtschaftsfaktor für ihr Land und gleichzeitig ein Vorbild für ihre Umgebung waren. Als Beispiel sei nur darauf hingewiesen, daß z. B. bei einem Anteil von 3% der Gesamtbevölkerung der Anteil der deutschen Bauern an der rumänischen Schweineausfuhr 47% betrug.

Inzwischen haben sich die Dinge wesentlich geändert, aber die Wirtschaftskraft der Bundesrepublik Deutschland und ihre industrielle Leistung ist heute für Moskau wie für Belgrad, für Bukarest wie für Prag, für Warschau wie für Sofia und Budapest von nicht zu unter-

schätzender Bedeutung. Nicht vergessen sei, daß die seinerzeitigen Erfahrungen des Mitteleuropäischen Wirtschaftstages für die heutige deutsche Entwicklungshilfe von großem Nutzen sind.

Dr. Weingärtner über Volksminderheiten

Der dritte der großen Vorträge auf dieser Jahrestagung war dem Thema gewidmet, in welchem Umfange allgemeine Minderheitenfragen und im besonderen Fragen deutscher Minderheiten in deutschen Zeitschriften in den Jahren 1918 bis 1944 Beachtung fanden. Dr. Arnold Weingärtner wies in seinen umfassenden Ausführungen darauf hin, daß Europa bei rund acht Millionen deutschen insgesamt 40 Millionen Minderheiten besaß, an deren Bestand und Entwicklung namentlich seit den Pariser Vorortverträgen wachsendes Interesse in der Öffentlichkeit und in Zeitschriften bekundet wurde.

Ein Höhepunkt war der Europäische Nationalitätenkongreß 1938 in Stockholm; er bedeutete allerdings praktisch auch das Ende dieser Bewegung, da inzwischen in Berlin die SS sich endgültig durchgesetzt hatte und nun eine Ära der Radikalisierung begann. Das Streben der Männer, die sich für eine Lösung des Minderheitenproblems einsetzten, war in den Jahren zwischen 1918 und 1938 darauf gerichtet, einen Ausgleich der verschiedenen Interessen zu finden und schließlich ein Europa der Völker zu schaffen. Sie mögen die Bedeutung des Volkstums überschätzt und das Gewicht der Staaten unterschätzt haben, sie mögen Romaniker gewesen sein, aber die Ehrlichkeit ihres Bemühens, das sie schließlich auch in Konflikt mit dem NS-Staat bringen mußte, kann ihnen nicht abgestritten werden.

Rechenschaftsbericht von Dr. Mittelstraß

Diese drei Vorträge waren aber nur der äußere Ausdruck einer umfangreichen wissenschaftlichen Arbeit, die im Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde betrieben worden ist und über die auf der Jahreshauptversammlung der Vorsitzende, Dr. Otto Mittelstraß, einen eindrucksvollen Rechenschaftsbericht vorlegen konnte. Die Bücherei wurde geordnet und ausgebaut, auch brachte das vergangene Jahr einen neuen, den sechsten Band des Archivs für siebenbürgische Landeskunde. In Vorbereitung sind Arbeiten, die unter dem Gesamtnamen „Studia Transsylvanica“ alle Probleme Siebenbürgens behandeln werden. Insbesondere wird die anlässlich der Hauptversammlung konstituierte Kommission für Geschichte unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Zimmermann (jetzt Saarbrücken) ihre Arbeit wesentlich erweitern.

Ein erfolgreicher Arbeitskreis verdient Mithilfe

Sowohl Dr. Mittelstraß als auch der zweite Vorsitzende, Prof. Dr. Andreas Möckel und der Herausgeber des Archivs, Universitätsdozent Dr. Paul Philippi und nicht zuletzt der Schriftführer und Kassenwart Balduin Herter konnten jedoch die Schwierigkeiten nicht leugnen, die ihnen in personeller und finanzieller Hinsicht daraus entstehen, daß der Arbeitskreis ausschließlich auf die Beiträge und die Mitarbeit seiner 366 Mitglieder angewiesen ist.

Eine weitere erfolgreiche Arbeit, die bereits heute, fünf Jahre nach der Gründung, auf sechs große wissenschaftliche Arbeiten und einen umfangreichen Austausch von Publikationen sowie eine wertvolle Bibliothek von Transsylvanica hinweisen kann, wird aber nur möglich sein, wenn sich endlich einmal auch offizielle Stellen bereit finden, diese bisher ehrenamtlich geleistete Arbeit zu unterstützen. Die Anwesenheit von Regierungsdirektor Klappa vom Arbeits- und Sozialministerium in Düsseldorf als Vertreter des Patenlandes Nordrhein-Westfalen und von Ministerialdirigent Hasenöhrl vom Innenministerium in Stuttgart, die der Bundesvorsitzende der Landsmannschaft Erhard Plesch besonders

begrüßen konnte, mögen in diesem Zusammenhang ein hoffnungsvolles Zeichen sein. Dem Vorstand des Arbeitskreises gehören im übrigen nach dem Ausscheiden von Prof. Dr. Otto Folberth, der aus Altersgründen von einer Wiederwahl abzusehen bat, außer den Genannten noch Prof. Dr. Dr. Zimmermann, Dr. Erich Phleps, Dr. Ernst Wagner, Dr. Anton Schwob und Dr. Roland Böbel an.

Eröffnung der Siebenbürgischen Heimattube

Der Bericht wäre jedoch unvollständig, wenn nicht noch erwähnt würde, daß gleichzeitig mit dieser Tagung und eingebaut in ihr Programm das Städtische Museum Gundelsheim und eine Siebenbürgische Heimattube auf Schloß Horneck eröffnet wurden. Bürgermei-

ster Albert Fischer unterstrich die Bedeutung dieser beiden Einrichtungen und Prof. Dr. Albert Walzer, Landeshauptkonservator i. R., stellte namentlich die aus der römisch-germanischen Zeit stammenden Schätze des Museums vor, während der zweite Vorsitzende des Heimatvereins „Johannes Honterus“, Arthur Zink, über den Sinn der Heimattube sprach. Am Abend gab es in dem Festsaal des alten Ordensschlosses ein Konzert mit Werken des siebenbürgischen Komponisten Helmut Sadler, dessen rhythmisch wie klanglich einfallsreiche Kompositionen von dem Heidelberger „Pro Arte-Bläser-Ensemble“ sehr ausgefeilt wiedergegeben wurden. Rektor Albert Wagner aus Gundelsheim führte schließlich noch mit schönen Lichtbildern die Teilnehmer der Tagung auf den Spuren des Deutschen Ritterordens in der Ballei Franken.

Im ganzen eine schöne und abgerundete Tagung, auf der sich die Teilnehmer dessen bewußt werden konnten, daß auch sie nicht nur Objekt weder der Forschung, noch der Geschichte sein müssen, sondern bei Beachtung selbstverständlich der völlig anders gearteten Proportionen auch Subjekt sein können, recht verstanden es sogar sein müssen.

Alfred Coulin

Festliche Verleihung der Herder-Preise 1968 in Wien

Eine Akademische Feier in Anwesenheit des Bundespräsidenten Österreichs

Nicht nur das geistige Wien, die europäische Wissenschaft war es eigentlich, die diese Feier beging. Alle wissenschaftlichen Institutionen und Regierungsstellen Österreichs waren an der Akademischen Feier des 27. April im großen Festsaal der Wiener Universität der Verleihung der Gottfried-von-Herder-Preise 1968 an sieben hervorragende Vertreter des südosteuropäischen Kulturlebens vertreten.

Der Herder-Preis wurde im Jahre 1964 von der Stiftung F. V. S. zu Hamburg, gemeinsam mit der Johann-Wolfgang-von-Goethe-Stiftung in Basel, der Universität Wien zur Verfügung gestellt, um im Sinne einer friedlichen Verständigung unter den Völkern hervorragende Vertreter des europäischen Kulturlebens in den südosteuropäischen Ländern zu ehren und zu fördern. Jeder der Preise ist mit 10.000 Schweizer Franken dotiert. Außerdem werden alljährlich sieben Stipendien zu je 5000 Schweizer Franken an Nachwuchskräfte aus den gleichen Ländern vergeben, für die die jeweiligen Preisträger das Vorschlagsrecht haben. Die Stipendien sollen den Empfängern einen einjährigen Studienaufenthalt in Wien ermöglichen, um ihre Ausbildung für die spätere Tätigkeit in ihren Heimatländern zu fördern und auch auf diese Weise für das gemeinsame, unteilbare Kulturerbe zu wirken.

Die Universität Wien verlieh die Preise in diesem Jahr an die Preisträger: Constantin Daicoviciu, Klausenburg (Archäologe); Roman Ingarden, Krakau (Kunstphilosoph); Miroslav Krleža, Agram (Dichter); Ludvik Kunz, Brünn (Volkskundler); Anastasios Orlandos, Athen (Archäologe); Lajos Vayer, Budapest (Kunstgeschichtler); Pantcho Wladigeroff, Sofia (Komponist).

Der festliche Einzug des akademischen Senates — Bundespräsident Jonas schritt zur Rechten des Rektors der Wiener Universität — wurde von Festfanfaren eingeleitet.

Univ.-Prof. Dr. Fritz Schwind hielt die Begrüßungsansprache, während der Vorsitzende des Preiskuratoriums, Univ.-Prof. Dr. Erich Schenk, die Verdienste der Preisträger im einzelnen würdigte.

Laudatio für Prof. Dr. Daicoviciu

Von Univ.-Prof. Dr. Constantin Daicoviciu, Vorsitzender der historischen Abteilung der Akademie der S. R. Rumänien, Rektor der Klausenburger Universität, Mitglied des Staatesrates, sagte Prof. Schenk in seiner Laudatio, daß dank der wissenschaftlichen Arbeit von Prof. Daicoviciu die langumstrittene Kontinuitätstheorie, nämlich der ununterbrochenen Präsenz des dako-romanischen Bevölkerungsselements in den Karpatenregionen nördlich der Donau als wissenschaftlich bewiesen und die

gegenteiligen Meinungen als überwunden anzusehen seien.

Ein Wiener Streichquartett spielte einen Satz aus einem vom bulgarischen Preisträger Wladigeroff komponierten Streichquartett.

Nach der Übergabe der Urkunden an die Stipendiaten dankte Lajos Vayer namens der Preisträger, und in einem Schlußwort wies Univ.-Rektor Schwind auf die Bedeutung dieser Feier hin. Er gab der Hoffnung Ausdruck, daß auch weiterhin geistige Leistungen als Zeugnis europäischer Kultur der Völkerverständigung dienen mögen.

Zum Schluß erfolgte wieder der eindrucksvolle feierliche Auszug des Akademischen Senates zu den Klängen der Bruckner-Fanfane von Carl Fühlich, ausgeführt vom Bläserchor der Wiener Staatsoper.

Delegierte der Südosteuropa-Gesellschaft

In Vertretung der deutschen Südosteuropa-Gesellschaft, München, waren deren Vizepräsidenten, Prof. Dr. Hermann Gross und Alfred Hönig erschienen. Die Südosteuropa-Gesellschaft nahm in dieser Weise an der Ehrung ihres Korrespondierenden Mitglieds Prof. Daicoviciu teil, das im Jahre 1962 der ersten Delegation rumänischer Gelehrter zu einer deutschen Veranstaltung seit Kriegsende vorstand. Bei jener Balkanologen-, Historiker-, Juristen- und Wirtschaftstagung der Südosteuropa-Gesellschaft entwickelte Daicoviciu die neuesten Ergebnisse seiner Geschichtsforschung.

Seinen grundlegenden Vortrag über die Herkunft des rumänischen Volkes hielt Prof. Daicoviciu auf der Jahresversammlung 1966 der Südosteuropa-Gesellschaft im Sitzungssaal des Münchner Rathauses. Der von der SOG in Druck gelegte Vortrag über die Herkunft der Rumänen fand in der deutschsprachigen Wissenschaft und darüber hinaus in der internationalen Südostforschung überhaupt starken Widerhall. Die Krönung stellte nun die Preisverleihung durch die Wiener Universität dar.

Vortrag Daicoviciu in Salzburg

Prof. Daicoviciu hielt am 2. 5. 1968 an der Universität Salzburg einen vom Institut für romanische Philologie veranstalteten Vortrag über die Anfänge der rumänischen Sprache und des rumänischen Volkes. Er wurde von Univ.-Prof. Dr. F. Karlinger in rumänischer Sprache begrüßt und von Univ.-Prof. Dr. R. Baehr in einer Schlußansprache als wissenschaftliche Persönlichkeit gewürdigt.

Der Vortrag stand im Zusammenhang mit der vom Kulturstad der Stadt Salzburg und der Botschaft der Sozialistischen Republik Rumänien in Wien veranstalteten Kulturtage in Salzburg, die am 7. Mai einen Filmabend, am 8. Mai einen Musikabend umschlossen. Beim Musikabend fanden starken Beifall: Ileana Cotrubaş - Sopran, Solistin der Staatsoper Bukarest, Preisträgerin der internationalen Musikwettbewerbe von München und Bukarest, und Ionel Pantea - Baßbariton, Solist der Staatsoper Klausenburg, Preisträger der internationalen Musikwettbewerbe von München, Prag, Barcelona und Bukarest.

Prof. Daicoviciu folgt anschließend der Einladung deutscher Universitäten zu weiteren Vorträgen in der Bundesrepublik Deutschland.

Siebenbürgische Zeitung

Erscheint zweimal monatlich. Verlag: Klinger-Verlag, Verlags- und Werbegesellschaft Dr. Fleissner & Co. KG.; Für den Inhalt verantwortlich: Alfred Hönig, 8000 München, Herzog-Wilhelm-Straße 9 Redaktion und Verwaltung: 8000 München 2 Herzog-Wilhelm-Straße 9 Telefon 261080; Postscheckkonto München 164000 Klinger-Verlag; Bankkonto: Bayer Staatsbank München Kto 492730 - Bei Nichtbelieferung in Fällen höherer Gewalt kein Entschädigungsanspruch - Für unaufgefordert eingesandte Bilder, Manuskripte und Bücher wird keine Gewähr übernommen - Mit Namen oder Signum gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers nicht immer die der Redaktion dar Nachdruck auch auszugsweise nur mit Quellenangabe gestattet Erfüllung und Gerichtsstand München - Zur Zeit Anzeigenpreisliste vom 1. August 1966 gültig. Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag von DM 6,- (einschl. 10% M-St.) pro Vierteljahr enthalten Druck Land- und Seebote, Josef Jägerhuber, Starnberg Für den Vertrieb in Österreich verantwortlich: Ludwig Zoltner 1030 Wien III 40 Rasumofskygasse 2/26

Der Dichter als Sprecher ...

(Fortsetzung von Seite 1)

das Geheimnis, wie eine Gemeinschaft von der zahlenmäßigen Kleinheit des siebenbürgisch-sächsischen Stammes sich fast ein Jahrtausend lang behaupten konnte.

So darf man hoffen und glauben, daß es auch in der Zukunft nicht anders sein werde, mögen unsere Lebens- und gesellschaftlichen Ordnungen noch so starken Schwankungen unterworfen sein. Das Mißverständnis, in den geistigen Kräften nur einen „Überbau“, im Dichter nur den „Poeten“ zu sehen und zu unterschätzen, hat Kommerell erkannt und beseitigt. Durch ihn wissen wir, daß Notzeiten des Volkes durch geistige Kräfte überwunden werden, aus der Sprachkunst des Dichters Feuerströme in die Gemeinschaft einschleusen und sie auch für die Realitäten der Wirklichkeit ertüchtigen und lebenskräftig machen können.

In diesem Sinne seien dem Dichter Zillich zum 70. Wiegenfest alle guten Wünsche und die Versicherung unwandelbarer Treue seiner Freunde und der sie als Lebensgrund tragenden siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft entboten.

Über die dem Ehrenvorsitzenden der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen Dr. rer. phil. h. c. Heinrich Zillich zu seinem 70. Geburtstag am 23. Mai 1968 zuteil werden den Ehrungen wird die Siebenbürgische Zeitung noch berichten.

Rehabilitierung unschuldig Hingerichteter in Rumänien

Das ZK der KPR brandmarkt Gheorghiu-Dej und enthebt Draghici seiner Ämter

Die rumänische Nachrichtenagentur Agerpress veröffentlichte am 26. April ein Kommuniqué über die am Montag beendete viertägige Session des ZK. Danach habe das ZK die Rehabilitierung der zwei Aktivisten Lucretiu Patrascanu, der 1954 nach einem manipulierten politischen Prozeß wegen angeblicher Spionage hingerichtet worden ist, und Stefan Foris, der 1946 ohne Urteil auf Befehl führender Politbüromitglieder ermordet worden war, beschlossen. Wegen seiner Mitwirkung an dem gesetzwidrigen Verfahren gegen Patrascanu wurde der frühere Innen- und Sicherheitsminister Alexandru Draghici aus dem Parteipräsidium, dem ständigen Exekutivkomitee und dem ZK ausgestoßen sowie seine Abberufung als Vize-ministerpräsident empfohlen.

In der ZK-Tagung, die noch einige andere zu Unrecht gemaßregelte KP-Funktionäre rehabilitierte, wurde zum erstenmal überraschend auch der frühere KP-Chef Gheorghiu-Dej scharf kritisiert. Ihm wurde angelastet, er hätte die Untersuchung gegen Patrascanu beeinflusst und gemeinsam mit anderen Parteifunktionären, darunter der inzwischen verstorbenen früheren Außenministerin Anna Pauker, die Ermordung von Foris angeordnet.

Das Zentralkomitee forderte alle Partei- und staatlichen Stellen und alle Parteimitglieder auf, „mit allen Kräften dafür zu kämpfen, daß Übergriffe und Willkürakte nie wiederholt werden, daß die den Bürgern in der Verfassung zugesicherten Rechte und Freiheiten streng eingehalten werden“.

Scharfe Kritik übte das ZK an der Tatsache, daß Rumänien nicht zu dem Treffen der Partei- und Regierungschefs der Warschauer Pakt- und COMECON-Staaten am 23. März nach Dresden eingeladen worden ist.

*

Diese Säuberung im Rahmen der KPR läßt hoffen, daß auch eine Rehabilitierung anderer unter dem früheren Regime unschuldig Verurteilter und ohne Gerichtsverfahren in den Lagern zugrundegegangener Menschen noch erfolgt. Durch die erlassenen Amnestien ist schon einiges in dieser Richtung geschehen. Jeder weitere Schritt muß begrüßt werden, der im Sinne der von Staats- und Parteichef Ceausescu angekündigten Gesetzlichkeit und Rechtssicherheit zur Verhinderung der Wiederkehr von gesetzwidrigen Willkürakten getan wird.

Ehrung des Schriftstellers Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich

Anlässlich seines 70. Geburtstages erhielt der Schriftsteller Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich über 300 Gratulationsschreiben aus aller Welt. Die Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen, deren Ehrenvorsitzender er ist, verlieh ihm den **Kulturpreis**. Der Preis beträgt 5000 DM und wurde zum ersten Male verliehen.

Unter den vielen Gratulationsschreiben seien nachfolgend einige angeführt:

Telegramm des Bundespräsidenten

„Wenn Sie am heutigen Tage auf den Ertrag eines 70jährigen Lebens zurückblicken, so werden Ihnen das Vertrauen und die Achtung, die Sie sich als Schriftsteller im In- und Ausland erworben haben, als schönster Lohn Ihres künstlerischen Schaffens erscheinen. Ihr schriftstellerisches Werk ist durch Ihre siebenbürgische Heimat geprägt. Als langjähriger Redakteur der Zeitschrift „Klingsor“ und als Schriftsteller haben Sie Zeugnis von der kulturschöpferischen Kraft des Deutschtums im südosteuropäischen Raum abgelegt. Immer aber war Ihr Wirken auf Ausgleich und Verständigung zwischen Deutschen und Rumänen angelegt. Meine herzlichen Glückwünsche zum 70. Geburtstag verbinde ich mit guten Wünschen für Gesundheit und Schaffenskraft.“

Heinrich Lübke,
Präsident der Bundesrepublik
Deutschland“

Brief des Bundesvertriebenen- ministers

„Sehr geehrter Herr Dr. Zillich! Zur Vollendung Ihres 70. Lebensjahres gratuliere ich herzlich. Dankbar gedenke ich insbesondere Ihres schriftstellerischen Wirkens für Ihre siebenbürgisch-sächsische Heimat und Ihrer Verdienste, die Sie sich als langjähriger Bundesvorsitzender und Sprecher der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland um Ihre Landsleute erworben haben.“

Mögen Ihnen noch viele gute Jahre beschieden sein!

Mit freundlichen Grüßen Ihr
Kai-Uwe von Hassel“

Brief des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes

„Sehr geehrter Herr Zillich!

Zu Ihrem 70. Geburtstag möchte ich Ihnen herzlich gratulieren und Ihnen für die kommenden Jahre meine besten Glückwünsche übermitteln.“

Mit freundlichen Grüßen Ihr
Rolf Lahr“

Brief des Staatssekretärs i. R. Dr. Peter Paul Nahm

„Sehr verehrter Herr Dr. Zillich!

Wenn ich bei Ihnen das Wort ‚Herr‘ anwende, dann nicht im ab-

gewerteten Sinn der niverllieren-pseudodemokratischen Anrede. Nein: Sie sind Ihrem inneren und äußeren Wesen entsprechend ein Herr in der wahren Bedeutung dieses Wortes — ein Seigneur in Haltung, Gesinnung und Leistung.

Seigneur sein ist nicht leicht; der eigene Imperativ kennt keine Gnade, der eigene Kodex hat keine Hintertüre, das Überragende fordert seinen Preis.

Sie haben das, was Sie sind, durch zwei Katastrophen getragen und zwar tapfer, aber nicht unbesonnen, — gerade, aber nicht steif — vornehm, aber nicht exklusiv — höflich, aber nicht devot. Sie wurzeln in einer Epoche, die noch viele Werte geborgen hatte, deren Untergang beklagenswert ist und seit Jahrzehnten die Welt erschüttert.

Ihr Geburtstag wird Ihnen die Achtung zeigen, die Schiffbrüchige und Suchende einem Feuerschiff zollen.

Ich bin glücklich darüber, daß ich Sie kennenlernen durfte und begreifen konnte. Ich habe Ihres Wirkens und Ihrer Wirkung mehr als einen Hauch verspürt und bedurfte seiner.

In Verehrung spreche ich Ihnen meine ergebenen Wünsche aus.

Ihr Nahm.“

Telegramm des Präsidenten des Bundes der Vertriebenen

„Zur Vollendung des 70. Lebensjahres übermittle ich Ihnen auch namens des Präsidiums des Bundes der Vertriebenen die herzlichsten Glück- und Segenswünsche. Mögen weiterhin Gesundheit und Schaffenskraft Ihnen beschieden sein. Ich gedenke bei dieser Gelegenheit mit Dank und Anerkennung Ihrer langjährigen unermüdlichen Arbeit für Ihre Landsleute und für die Sache aller Vertriebenen. Es grüß Sie vielmals Ihr Rehs, MdB.“

Auch das Südostdeutsche Kulturwerk ehrte den Jubilar in einer netten Feier: Der Vorsitzende des Südostdeutschen Kulturwerkes, Franz Hamm, begrüßte den Schriftsteller mit herzlichen Worten, worauf Dr. Walter Miess in einer gut fundierten Ansprache Mensch und Werk des Gefeierten würdigte.

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beidseitigen Dolmetscher

Johann Sabo

Übersetzungsbüro
68 Mannheim
Augusta-Anlage 49
(Nähe Wasserturm)
Postfach 20 02

Aus ihm spricht Siebenbürgen

Zum 70. Geburtstag des Dichters
Heinrich Zillich am 23. Mai 1968

Während damals in Anaben-träumen Dschungel und Prärie ferner Erdteile umhergeister-ten, träumte ich schon in mei-ner Kindheit von Siebenbürgen. Es war der Name, der mich fesselte und nicht mehr losließ. Ich griff begierig nach allem, was ich über Siebenbürgen zu lesen bekam. Es war nicht vieles, und auch dies we-nige blieb so zusammenhang-los, daß meiner Phantasie Raum genug blieb, um mir dieses Traumland immer kühner hehrer, gewaltiger zu machen, ein Graßgebilde, das da irgendwo weit im Osten lag, wo die ungarische Puszta, die mir höchst zu-wider schien, zu Ende war und das Bergland begann. Berge und und Burgen, die Burgen als Kirchen, rich-tig gesagt, die Kirchen als Burgen...



Mit wenig Geld und viel Hoffnung fuhr ich los. Die Wirklichkeit war anders. Es gab soviel Fremdes, An-dergeartetes hier, mit dem ich erst fertig werden mußte; denn dieses andere gehörte seltsamerweise zu diesem deutschen Land dazu. Aber in Schäßburg ging mir das Herz auf, und bei den „Ländlern“ in Großpolt und Neppendorf wurde ich heimlich. Hermannstadt, das war schon viel. Aber den Negoi stieg ich nach Kronstadt hinunter: Die Jinne, die Schwarze Kirche, das Stand-bild des Honterus, — es gab so viel, das mich bewegte und mir mehr bedeutete, als alle meine Träume ahnen ließen. Ich glaube, es waren mehr als zwanzig Kirchen-burgen, die ich besuchte. In meinem ganzen Leben habe ich nichts mehr gefunden, das mich das Deutschsein so unvermittelt empfinden ließ wie diese Gottesburgen, in denen deutsche Selbstbehauptung und deutsche Fromm-heit ihren überzeugendsten und schönsten Ausdruck ge-funden haben.

Siebenbürgen — immer wieder hat mich dieses Land angezogen. Das Schicksal seiner Menschen hat mich nicht weniger bewegt als alles, was den Menschen meiner Tiroler Heimat geschehen ist. Dieses herrliche Land — ist es wirklich verloren, verloren für immer? Verloren, nicht nur, weil man die Menschen daraus vertrie-ben hat, — verloren, so sagt man mir, weil Siebenbürgen seine große historische Aufgabe, Wellenbrecher gegen die aus dem Osten herankommenden Massen zu sein, ver-loren hat. Der Gedanke daran, ich spreche es offen aus, bereitet mir geradezu körperlichen Schmerz. Es gab eine Zeit, da durfte ich einfach diese Wahrheit nicht glauben, nur um den Tag bestehen zu können.

Und dann die Menschen dort, die man irrtümlich Sachsen nennt und die genau das Gegenteil von dem sind, was man im landläufigen Sinne unter Sachsen versteht. Der Sammelbegriff „Volksdeutsche“ birgt eine gewisse Gefahr in sich. Man ist versucht, die Menschen, die aus dem Osten vertrieben wurden, summarisch zu nehmen und als eine Einheit zu betrachten. Das ist ein gefährlicher Irrtum, denn jede Volksgruppe hat dieses Schicksal anders erlebt, anders ertragen. Gewiß, es gibt Deutsche aus dem Osten, etwa die Schwaben aus dem jugoslawischen Banat, bei denen die Umstände der Ver-treibung grausamer, tödlicher waren als bei den Sie-benbürger Sachsen. Eines aber ist wesentlich: Die Do-nauschwaben standen der Zeit ihrer Ansiedlung näher als die Menschen Siebenbürgens, die seit mehr als sie-benhundert Jahren im Osten leben, während die Donau-schwaben vor zweihundert Jahren angesiedelt wurden. Kein Wunder, daß in den Donauschwaben das Erbe der Kolonisten noch lebendiger war und sich in den harten Tagen der Vertreibung sehr positiv auswirken konnte. Ihnen, den Donauschwaben, fiel es leichter. Ich in der Fremde wieder zurechtzufinden und Boden unter die Füße zu bekommen. Anders die Siebenbürger Sachsen. Es ist eben ein Unterschied, ob man zweihundert oder siebenhundert Jahre in dem Lande, das man verlassen muß, gelebt hat. In diesem isoliert gelegenen Berg-land hatte sich, weit abgelehnt vom deutschen Mutter-land, ein Deutschtum eigener Art entwickelt, gefestigt nicht zuletzt durch ein tapfer verteidigtes Luthertum, ein Volk und ein Land, das mit dieser Viertelmillion Menschen all das in besonderer Ausprägung besaß, was Deutschland der Welt bedeutet: eine gestaltete Land-schaft, Dörfer und Städte, Bauern und Bürger. Per-sönlichkeiten — Staatsmänner, Soldaten, Künstler —, deren Strahlkraft weit über das eigene Land hinaus-reichte. Es ist daher klar: keiner deutschen Volksgruppe im Osten fiel es so schwer, die angestammte Heimat zu verlassen, wie den Deutschen Siebenbürgens. Das muß man verstehen, wenn man den Sprecher der Sieben-bürger Sachsen, Heinrich Zillich, verstehen will.

Sprecher seiner Heimat und seiner Landsleute in dop-peltem Sinne, als Politiker sowohl — bezeichnend, daß Zillich Staatswissenschaft studiert und als Doktor rer. pol. promoviert hat! — wie auch als Dichter. Bei all dem Unglück, das diesem Lande widerfahren ist, wollen wir dem Schicksal dankbar sein, daß es uns in Zillich einen Mann gegeben hat, in dessen Leben und Werk sich das Schicksal seiner Heimat so getreu widerspiegelt, daß man ohne Übertreibung sagen kann: Wer das, was Heinrich Zillich zeit seines Lebens geschaffen hat, in sich aufnimmt, erlebt das Schicksal Siebenbürgens und seiner Menschen wieder.

Anläßlich einer Dichtertagung im Jahre 1936 lernte ich Zillich persönlich kennen. Eine ganz besondere Ge-sellschaft war da in Berlin-Dahlem versammelt. Na-men, die ich bisher nur von Büchertiteln kannte, Namen, die mir einen Schauer von Ehrfurcht über den Rücken jagten. Aber die Enttäuschung folgte sogleich nach, denn auch Dichter sind nur Menschen, ja, das Menschliche, das Allzu-Menschliche spielt bei ihnen oftmals eine größere Rolle als bei den übrigen Sterblichen. Vor allem sehen Dichter meist nicht so aus, wie sie dem Wunsche ihrer Leser gemäß auszusehen hätten. Nur bei zweien von den dreihundert Dichtern, die sich da in dieser vornehmen Halle unter den Marmorgöttern versammelt hatten, ent-sprach das äußere Erscheinungsbild der Vorstellung, die ich mir von ihnen gemacht hatte: bei Rudolf G. Bin-ding und Heinrich Zillich.

Obwohl ich noch niemals ein Bild von ihm gesehen hatte, spürte ich sogleich: dies muß Heinrich Zillich sein, so, genau so muß er aussehen. Auf meiner Wanderung durch Siebenbürgen hatte ich gewiß hundert „Zillichs“ gesehen, vor allem natürlich in Kronstadt, seiner Hei-mat, ich will sagen, Menschen, die etwas von dem, was ihm eigen war, an sich trugen. Bei ihm aber war all dieses typisch Siebenbürgische in einer geschlossenen Per-sönlichkeit vereint. Für mich und gewiß auch für viele andere verkörpert dieser großgewachsene, schlanke Sie-benbürger Sachse mit dem ausdrucksvollen Profil in geradezu vollkommener Weise die Menschen seines Lan-des. Ich bin selten einem Menschen begegnet, bei dem das, was er geschaffen hat, so völlig dem, was er per-sönlich darstellt, entspricht wie bei Heinrich Zillich. Eines vor allem empfand ich ganz unmittelbar: Dieser Zillich war ein Herr. Wir Tiroler, wenn wir in die Jahre kommen, werden bestenfalls Mannsbilder. Bei den Siebenbürger Sachsen ist das anders. Bei ihnen hat sich ein echtes Herrmentum entwickelt, ein Herrmentum an sich, das keiner Knechte bedarf, um sich Geltung zu verschaffen, ein Herrmentum aus innerem Adel.

Wir kamen ins Gespräch. Zu meinem maßlosen Er-staunen begann Zillich vom Pajubio zu sprechen, von Pajubio, einem Bergmassiv im Grenzbereich Südtirols, das im ersten Weltkrieg heiß umkämpft worden ist. Tat-sächlich, Heinrich Zillich hatte sich im ersten Weltkrieg freiwillig zu den Tiroler Kaiserjägern gemeldet: ein Siebenbürger Sachse, der auf den südlichen Grenzbergen Tirols sein Leben für die Freiheit seiner Heimat in die Schanze geschlagen hatte. Wir wurden Freunde. Das war keine einfache Sache, weil man als „zu leicht ge-bauter Oesterreicher“ sich erst mühsam mit der schwer-lebigen, strengen Art, der gemessenen Form, dem tiefen Ernst und all dem Ungewöhnlichen, das den Siebenbürg-er Sachsen eigen ist, abfinden muß. Trotzdem habe ich in heiteren Stunden bei Heinrich Zillich einen echten Humor kennengelernt, der allerdings anders ist als der unfrige, nämlich nicht österreichisch, sondern fränkisch. Man braucht, wenn man dies erleben will, nur Zillichs „Grünt“ zu lesen oder, noch heiterer, noch unbeschwerter, seine „Glausen und Kluntereien“. Ja, ich habe außerdem festgestellt, daß selbst an einem so typischen Siebenbürg-er Sachsen, wie es Zillich für uns alle ist, durch die jahrhundertelange Zugehörigkeit zur Habsburgermo-narchie manches Oesterreichische an den Menschen dieses Landes hängengeblieben ist, nicht zuletzt auch jene be-sondere Eigenheit, die man uns nachrühmt, der öster-reichische Scharm, über den gerade Heinrich Zillich in so reichem Maße verfügt und der jede Begegnung mit ihm zu einem Fest werden läßt.

In seinen Büchern fand ich unsere Freundschaft neu bestätigt. Eines seiner frühesten Werke, das heute kaum mehr zu haben ist — „Sturz aus der Kindheit“ — hat mir Türnen aufgerissen. Den „Weizenstrauß“ habe ich dreimal in drei sehr verschiedenen Situationen mit großem Gewinn gelesen, den „Baltischen Graf“ geliebt. Doch entscheidend blieb der Schlüsselroman „Zwischen Grenzen und Zeiten“. In diesem Roman wird ein Deutschtum sichtbar, das auch den Menschen anderer Art gerecht zu werden versucht, mehr noch, das geradezu bei-spielschaft zeigt, wie man die Menschen im Osten auf-fassen und ansprechen muß, um wirklich zu ihnen finden zu können. Gewiß, das Schicksal hat auf die Fragen die-ses Buches eine harte, grausame Antwort gegeben. Aber siebenhundert Jahre geben eine Standfestigkeit, die auch dann noch die eigene Art zu bewahren weiß, wenn der

Boden, den die Väter bebaut haben, verloren gegangen ist. Ich finde, dieser Roman und darüber das gesamte dichterische Werk Heinrich Zillichs ist heute, da man all-seits Verbindung mit den Menschen des Ostens sucht, aktueller und notwendiger denn je. Man müßte diesen Roman in einer Neuauflage allen Menschen in die Hand geben, die mit dem Osten zu tun haben. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Rumänen. Kein Dichter, kein Schriftsteller hat uns die Menschen dieses Volkes so gründlich und ganz aus ihrem Wesen heraus dargestellt wie Zillich. Niemand könnte alle, die mit den Rumänen im kulturellen oder politischen Bereich Verbindung suchen, besser und erfolgreicher beraten, als er, der neben seiner dichterischen Begabung wie kaum ein anderer auch die politischen Kenntnisse und Erfahrungen besitzt, die für eine fruchtbare Verbindung mit diesen Men-schen notwendig sind.

Und wieder werden in mir jene Tage des dunklen Jahres 1946 lebendig, da ich als heimlicher Boten-gänger von Freund zu Freund unterwegs war und über die Grenze schlich, um Heinrich Zillich zu besuchen. Ich traf ihn mit seiner prächtigen Frau, dem Urbild einer tatkräftigen Siebenbürger Sächsin, und den Kindern, über deren Zahl ich mich erst unterrichten mußte, auf seinem „Landhof“, dem hoch über Starnberg gelegenen Mühlsbergshöhl, das er sich gemietet hatte, ein weit-läufiger, unübersichtlicher alter Bau, in dem man sich nur schwer zurechtfinden konnte. Das Unheil war über Siebenbürgen hereingebrochen. Zillich hatte alle Türen geöffnet, um die Angehörigen seiner weit verzweigten Sippe bei sich aufnehmen zu können. Unvergänglich, wie mir damals, als mich mein Freund durch das bis zur letzten Kammer überfüllte Haus führte, aus jedem Raum die Menschen entgegentraten, die von drüben gekommen waren — „mein Großonkel“, hieß es da, „meine Schwägerin“ oder „der Mann meiner Ausine“ und so fort. Eine „Herberge des Herzens“, so nannte ich damals sein Heim. Dann saßen wir in der großen Bibliothek beisammen, ich, der ich mich mit gefälschten Papieren durch die amerikanischen Absperungen durch-geschlagen hatte, und um mich die Menschen, die eben von drüben gekommen waren. Das Gespräch drehte sich um ein Thema, das für mich kein Thema war, weil es mir müßig erschien, darüber noch Worte zu machen: Werden sich die Amerikaner mit dem derzeitigen Zu-stand im Osten abfinden, oder werden sie so weit — wenn nötig mit Waffengewalt — vorrücken, um diesem Raum eine gerechte Ordnung geben zu können? Mit harten Worten habe ich damals den Menschen, die da versam-melt waren, diese Illusion zerstört. Später habe ich meine Haltung bedauert; denn dies war die einzige Hoffnung, an die sie sich noch klammern konnten, freilich eine vergebliche Hoffnung.

Ich wollte mit diesem Bericht weder eine Darstellung des Lebens noch eine Würdigung des Wertes dieses siebenbürgischen Dichters geben, sondern lediglich meine persönlichen Erinnerungen festhalten und als Gruß zum glücklich erreichten Siebziger übermitteln, den ich schon im Jahre zuvor hinter mich gebracht habe. Trotzdem wird mir bange, wenn ich an den Tag denke, an dem Heinrich Zillich sein siebzigstes Lebensjahr vollendet, bange, weil diese Zeit ihm nicht geben kann, was sie ihm zu geben verpflichtet wäre: eine weithin sichtbare Würdigung seiner Person und seines Wertes, getragen von allen verantwortlichen Stellen des politischen und kulturellen Lebens. Doch diese Zeit würdigt nur jene, die so schlecht sind wie diese Zeit selbst, womöglich noch ein Stück schlechter. Ein Glück, daß sich Zillich selber darüber im klaren ist und weiß, wie sehr ihn dieses offizielle Lob bei den Menschen, die ihn wirklich schät-zen, verdächtig machen würde. Das Land aber, für das er gelebt und gewirkt hat, ist stumm geworden. Grüßen werden ihn seine Landsleute, die in alle Welt verstreut worden sind, vor allem die Siebenbürger Sachsen in den Vereinigten Staaten, die er vor einigen Jahren be-sucht und ermutigt hat. Abschließend will ich nur eines sagen: Was Heinrich Zillich, da er mit heilem Herzen seine ersten Gedichte schrieb, noch nicht ahnen konnte — das harte Schicksal, das seine Heimat getroffen hat —, wird seinem Werk eine über diese Zeit weit hinaus-reichende, ja geradezu historische Bedeutung geben, wenn die literarischen Kümmerlinge dieser Tage längst ver-gessen sind.

* * *

Karl Springenschmid

Von den 32 Büchern, die Heinrich Zillich geschrieben hat und die in einer Gesamtauflage von 1300 000 Exemplaren verbreitet worden sind, seien an dieser Stelle nur einige genannt, die sich dem Volksgedächtnis besonders eingeprägt haben: „Der baltische Graf“ — „Der Weizenstrauß“ — „Zwischen Grenzen und Zei-ten“ — „Die große Glode“ — sowie die Novellenbände: „Die Schicksalsstunde“ — „Sturm des Lebens“ — und die heiteren Bücher: „Grünt oder das große Lachen“ — „Glausen und Kluntereien“ — und nicht zu vergessen die Gedichte: „Komme, was will“.

Straßen und Wege gibt es gar viele

Erinnerungen von Heinrich Zillig

Als dreijähriges Kind schob ich gern einen Stuhl ans Fenster, stieg hinauf und spähte hinweg über den wohl vierzig Meter tiefen Vorgarten meines Elternhauses auf die Landstraße, die unsere Siedlung teilte. Wir wohnten in einem Fabrikweiler, eine Stunde weit von Kronstadt, der südöstlichen Grenzstadt Österreich-Ungarns, das damals, knapp vor dem ersten Weltkrieg, nicht mehr wie für die Ewigkeit gebaut schien.

Um und hinter dem Haus dehnte sich der Garten, wie mich dünkte, endlos aus mit Wäldchen, Rasenflächen und Gebüsch, Nadel-, Laub- und Obstbäumen und zahllosen Beeten, der Auszug auf die Straße aber blieb doch das Aufregendste. Dort glitten die Kutschen vorüber, die zur Stadt fuhren, dort polterten die Bauernwagen, manche noch von Ochsen gezogen. So wie alles dörfliche Gerät in Siebenbürgen nach dem Volkstum der Benutzer verschiedenartig war, ließ sich auch bei den Wagen an Form und Gestalt erkennen, ob sie deutschen Landwirten gehörten, die die größten hatten, oder Rumänen und Ungarn; man vermochte außerdem festzustellen, ob die Eigentümer auf der Hochfläche unseres Burzenlandes oder in den Gebirgstälern der nahen Karpaten haften.

An meinen staunenden Augen ritten gelegentlich rot-behaarte kaiserliche Husaren vorbei im himmelblauen Uttila durch den Staub, den ihre schönen Pferde aufwirbelten. Oft wanderten in Lumpen gekleidete härtige, unfähig schmutzige Zigeuner mit ihren Weibern vorüber, naht ließen die Kinder neben den Koberwägelchen, und unter der hinteren Achse trotzte ein angebundener Hund, dem die Zunge aus dem Maul baumelte; das Los des armen Viehs war vielleicht erträglicher als das des rippendürren Kleppers an der Deichsel.

Dies alles und manches andere beobachtete ich durch den Ausschnitt, den das zweiflügelige Tor in den sehr dicht von Gesträuch besäumten Gartenzaun schnitt. Wie Gefährte und Reiter herannahen, gewahrte ich nicht, ebensowenig, wie sie in die Ferne verschwanden. Ich erblickte lediglich ein etwa zehn Schritt breites Stück der Straße. Was auf ihr rollte und trabte, kam überraschend ins Bild von rechts und links und enteilte im Nu. Es war eine Bühne, auf der das spannende Spiel des

siebenbürgischen Lebens nie endete. Manchmal lag sie eine Viertelstunde menschenleer, dann sorgten die Spatzen für Kurzweil, indem sie sich um die Köpfe raufeten. Manchmal im Herbst, wenn die Zuderrübenwagen von früh bis spät ächzten, ermüdete mich das unablässige Geratter, Rufen und Peitschengelächel; ich schlief ein, mit der Nase an der Fensterscheibe, und purzelte aufs Partett hinunter.

Diese Landstraße, die Wien und Bukarest, Konstantinopel und Paris, Morgen- und Abendland verbindet, wuchs mir am traumvollsten ins Gefühl, wenn ich vor dem Zauntor auf dem niederen Steinrand des Brückchens saß, das über den Graben in unseren Garten setzte. Hier schweifte das Auge nach Süden und Norden über ihr weißes Band, das ich bei Fahrten in der Kutsche mit noch eifrigeren Sinnen gleichsam aufspulte. Nach kurzem konnte ich längs ihrer Flanken alle Gehöfte, ich liebte besonders die dumpf unter den Hufen polternden Bohlen, auf denen wir den Weidenbach querten, und die beiden Wegwirtschäuer am Burzenbach. Vom Giebelbalkon des einen befahigte später, 1916, General Falkenhayn die siegreiche Schlacht gegen die Rumänen. Für mich wurde das Gebäude schon früher wichtig, weil ich mir im Lausbubenalter dort, ohne eine Entdeckung befürchten zu müssen, Tabak kaufen konnte, das Pächchen zu acht Kreuzer. Die hübsche Kellnerin an der Theke meinte: „Junger Herr, ein Glaserl Wein — na, wie war das? Soll ich Ihnen Gesellschaft leisten — na, wie war das?“ Ich trank es nie, das Glaserl; ich verzichtete auf ihre Gesellschaft. Die Ohren brannten mir, ich flog ins Freie, jedesmal wieder.

Nicht weit davon duckte sich, als wollte sie in die Erde versinken, eine Holzhütte, in der die einstige Hebamme und weiterhin tätige Engelmacherin Strnicel, eine nach Siebenbürgen verschlagene Tschechin, ihr ärmliches Dasein friedlich zu beschließen gedachte. Sie hatte vielen Kindern zum Licht und vielen, wenn die Mütter es wünschten, mit Wollknäulen ins Himmelreich verholten. „Die süßen Kleinen werden mir droben Gnade erwirken“, pflegte sie zuversichtlich zu sagen. Die Straße ereifte sie dennoch und schon hienieden. Ein Bergbauer erstickte die fürchterliche Greisin, der kein Gericht ihre Morde je hatte beweisen können. Mich würgte das Entsetzen, als man die blutbesudelte Leiche aus der Katertrug und ziemlich roh in das Stroß eines Leiterwagens legte. Genug davon. —

Auf der Landstraße, wo vor Zeiten Mongolen, Tataren, Türken und walachische Fürsten hundertmal liegend vorgezogen und hundertmal entwichen waren, brachte mich und andere Kinder der Schlitten an winterlichen Sonntagabenden zurück in die Stadt, wo wir zur Gymnastienzeit die Woche über wohnten. Nicht selten hörten wir dann die Wölfe von den Feldern heulen. Sie griffen kein Gespann an. Zwar wurden die Pferde etwas unruhig und trabten rascher, doch wir ängstigten uns nicht. In den warmen Pelzen schliefen wir wie Marmeltiere und erwachten erst, wenn der Kutscher an der Stadtgrenze anhielt und zehn Kreuzer Maut entrichtete.

Meine ganze Kindheit blieb mit der Straße verbunden, die bei den Fahrten nach Kronstadt geradewegs in die blaue Karpatenwand hineinstoßen schien; sie zwangte sich jedoch wendig durch Schluchten und Pässe nach Rumänien hinüber. Einmal ging ich sie bei heller Nacht in umgekehrter Richtung dem Vaterhause zu als liebeseliger Jüngling; ich sang und streckte die Arme aus, um die Sterne einzufangen, ein unnötiger Versuch, denn mein Herz loderte ohnehin stern- und sonnenhaft.

Von der Straße zweigten sich hundert Sträßlein und Wege aus, auf denen man in alle Gebiete Siebenbürgens gelangte. Mit sechzehn Lenzen machte ich in den Sommerferien eine Fußreise, begleitet von fünf Freunden, die Gymnastienmühe auf dem Kopf. Die Grillen zirpten in den Wiesen, Augusthitz flimmerte. Am Rain scherzten wir mit den Erntemägden, deutschen, ungarischen, rumänischen. Abends aßen wir in Pfarthäusern wie Drescher, oder wir hatten ein Städtchen erreicht, wo uns die Schüler der höheren Klassen der deutschen Gymnasien, der Sitte treu, beherbergten, befristeten, eine Kneipe für uns veranstalteten, oder zur Freude ihrer Mädchen ein Tanzkränzchen. Es war für uns einen leicht zu wandern. Überall zu Gast geladen, überall bewirtet, da und dort zwischen Tür und Angel ängstlich geküßt von einem sich hastig entwindenden Bäcker — oh, es war ein Land, darin Milch, Honig und Wein flossen!

Auf der Straße meiner Kindheit flossen 1916 vor den Rumänen im Strom von Hunderttausenden Vater, Mutter und Schwestern nach Westen; über die Straße lehrten sie hinter unserem siegreichen Heer wieder heim, während ich auf anderen Straßen marschierte, erst in Oberösterreich, danach in Tirol, wo sie sich ins Gebirge hinaufwinkelten, schmal und grau von Felsen umgast,

Wie ich auf meine Weise „Großbritannien rettete“

Erzählt von Hans Kiebau

Die Geschichte, die ich jetzt erzählen will, hat sich nicht in diesen Tagen, sondern vor ein paar Jahren zugetragen, in einer Zeit also, als die Devisenbestimmungen überall in Europa noch viel schärfer und lächerlicher waren als heute. Ich war damals in England und in einer jener schwierigen Situationen, die es ja dort so überaus häufig gibt. Die Vorgeschichte: Mein Wagen war nicht in Ordnung, es konnten die Ventile, es konnte auch etwas anderes sein, und da es jenseits des Kanals mit Ersatzteilen seit eh und je hapert, hatte ich kurzerhand telegraphisch einen neuen Motor in Deutschland bestellt.

Dieser Motor nun überwand alle bürokratischen Hemmungen mit einer Geschwindigkeit, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Schon fünf Tage nach der Bestellung stand er, eine ansehnliche Kiste, im Londoner Zollschuppen, und ich

brauchte nur die Hand auszustrecken, um ihn in Besitz zu nehmen.

„Eine kleine Formalität noch“, sagte da ein Beamter, „Sie müssen einundvierzig Pfund provisorischen Zoll dafür bezahlen.“

„Was ist provisorischer Zoll?“ fragte ich verstimmt. Das war ja viel Geld!

Der Beamte antwortete höflich: „Der Name sagt es bereits, mein Herr, Sie erhalten eine Quittung, und in dem Augenblick, in dem Sie unser Land mit dem Wagen verlassen, bekommen Sie einundvierzig Pfund zurück.“

„Wirklich?“ flüsterte ich beklommen, denn schon jetzt ahnte ich die Katastrophe, die dem Königreich Großbritannien und mir bevorstand. Soweit die Vorgeschichte.

Die Katastrophe brach dann auch herein. Als ich vier Wochen später mit dem Wagen am Hafentor von Hull stand, zog ich die Quittung hervor, und der Beamte am Zollschalter zahlte mir, ohne zu zögern, einundvierzig Pfund aus. Ich nahm die Banknoten in die rechte Hand, guckte dem Zöllner fest ins Auge und sagte: „Ihr Kollege von der Postkontrolle steht,

wie Sie sehen, drei Fuß von mir entfernt. Sobald ich jetzt den Kopf drehe, wird er zu mir sagen...“

Ich drehte den Kopf zu dem Kollegen und flüsterte: „Nun, was werden Sie sagen?“

Der Postkontrolleur antwortete höflich: „Ich werde sagen: Sie wissen, mein Herr, mehr als fünf Pfund dürfen Sie in englischer Währung zur Zeit nicht mit an Bord nehmen, widrigenfalls Sie nach Paragraph 18 mit einer Gefängnisstrafe von vier Monaten...“

„Schon gut“, nickte ich und fuhr fort: „Meine Herren, würden Sie mir erklären, wie ich, ohne die Gesetze Ihres Landes zu übertreten, den zurückgezählten provisorischen Zoll in meine Brieftasche stecken kann? Dabei bitte ich, von vornherein zu berücksichtigen: Erstens: Der Dampfer fährt in dreißig Minuten, zweitens: Meine Aufenthaltsgenehmigung läuft heute ab und kann nicht verlängert werden, und drittens: Die Zurückzahlung meines Wagens würde eine unerlaubte Einfuhr darstellen, die nach Paragraph 109 noch schwerer bestraft wird als die

Mitnahme von Zahlungsmitteln über fünf Pfund hinaus.“

Darauf erblauten die beiden Beamten, Schweigh trug auf ihre Stühlen, sie wußten weder eine Antwort noch einen Ausweg; die Gesetze der Regierung Ihrer Majestät hatten sich gegenseitig den Krieg erklärt, und das Königreich begann bereits in den Grundfesten zu erbeben, da...

...da fiel mir zur rechten Stunde der rechte Satz aus Churchills Lebenserinnerungen ein. „Meine Herren“, sagte ich, „Ihr berühmter Premierminister hat einmal geschrieben, die britischen Gesetze würden Großbritannien längst in eine Anarchie verwandelt haben, wenn seine Beamten es nicht immer wieder im richtigen Augenblick verstanden hätten, beide Augen fest zuzudrücken. Nur dadurch sei und werde auch künftig England immer und immer wieder vor dem Untergang gerettet. — Nun?“ fragte ich.

Darauf atmeten die Beamten auf, sie drückten lächelnd beide Augen fest zu, ich ging mit den Banknoten in der Brieftasche an Bord, und das Königreich Großbritannien war wieder einmal gerettet.

Nicht der Preis, die Qualität entscheidet!

Hubbard-Autosex, 1 Tg. 100% HG. 2,60, 4 Wo. 4,-, 6 Wo. 5,-, 8 Wo. 6,-, 10 Wo. 7,-, 12 Wo. 8,-, 14 Wo. 9,-, legend 11,-. NZ-Hybriden in weiß, rot u. schwarz 98% HG. 1 Tg. 1,40, 4 Wo. 2,50, 6 Wo. 3,-, 8 Wo. 4,20, 10 Wo. 5,-, 12 Wo. 5,70, legend 8,50. WB. Legh. u. Kreuzungsv. je Stufe — 30 billiger. 67er Legehennen 6,-, Gluckchen 10,-, Eintagshähnchen — 15, 4 Wo. — 80, 5 Wo. 1,-. Enten 1 Wo. 1,20, 3 Wo. 1,50, 4 Wo. 1,80, 5 Wo. 2,20. Warzenenten je Stufe 1,- teurer. Gänse 2 Wo. 5,50, 4 Wo. 7,-. Puten 1 Tg. 3,50, 6-7 Wo. 7,-. Ab 20 Hennenküken od. Enten verpackungsfrei. Lebd. Ank. gar., Bahnstat. angeb. Inserat erscheint alle 14 Tage. Geflügelfarm Vielmeyer, Abt. 6, 4834 Harsewinkel/Westf., Postfach 246, Ruf (05247) 588.

Immer schön gewelltes Haar

durch einfaches Kämmen mit dem tausendfach bewährten und beliebten **Naturlockenkamm.**

Nur DM 6,80 und NN-Porto. Begeisterte Dankschreiben. Prospekt kostenl. von: Economa, 893 Schwabmünchen, Postl. 83 KS

Ein gutes Buch,

ein wertvolles Geschenk!

Buchhandlung

Thiele & Schwarz

35 Kassel-Wilhelmshöhe

Am Bahnhof

Postfach 160

Dressin Hausmittel



Dressin. Aechter Hienfong hat sich besonders bewährt bei Appetitlosigkeit, Verdauungsstörungen und Kopfschmerzen; äußerlich angewandt gegen Rheuma und Muskelschmerzen.

Dressin. Herztropfen sind schnell und anhaltend wirksam, zur Vorhütung von Herzbeschwerden, Atembelaustungen, nervösen Angstzuständen, Erregungszuständen und Blutdruckstörungen.

Dressin. Magentropfen wirken appetitanregend, fördern die Verdauungsfähigkeit, verhindern Blähungen, Völlegefühl, Sodbrennen, Magenschmerzen und Übelkeit.

Dressin. Aechter Hienfong, Herz- und Magentropfen, sind altbewährte Hausmittel, hergestellt durch Destillation alkoholischer Pflanzenauszüge. Sie sind in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Dressin-Werk KG • Kulmbach

mühsam zu gehen, wenn man Gewehr, Rucksack, 120 Patronen und sechs Handgranaten schleppt, wie ich es bei den Kaiserjägern nun tat. Zuletzt gerieten wir auf Pfade, die in Schützengräben mündeten.

Es verstrichen Wochen, ehe ich wieder eine Straße sah. Ich lag auf einer Karette; das war ein zweirädriger Karren, der zwei übereinander angebrachte Bahnen trug. Auf der unteren langgestreckt erstarrte ich, als es durch das schadhafte Zelttuch über mir rot sickerte und auf meinen Leib tropfte, der Oberleutnant aber, dessen Blut mich näßte, zeigte sich guter Dinge, lachte, schwakte und warf mir Zigaretten herunter. Eifrig segte uns die Hochgebirgsluft ins Gesicht. Das Maultier, das uns zog, trappelte so leise mit den zierlichen Hufen, daß mir bloß die benagelten Stiefel seines Treibers, eines Bosniaken mit feldgrauem Fes, die Körnung des Bodens verrieten, erst Geröll, nachher Erde, von Moos durchhäutert, zuletzt geknoteter und gewalzter Grund, etwas staubig, ich noch es.

Tags darauf sah ich — Gott weiß, wie schwer es mir wurde zu sitzen — in einem mit Pferden bespannten, von Verwundeten eng gefüllten Bauernwagen, der bergab eilte. Jede Unebenheit, über die wir holpten, ließ unsere Schmerzen ärger wüten. In der Dämmerung halfen uns Krankenwärtern eines Lazarets in Bielgereuth vom harten Sitz herab. Nach wenigen Minuten wuschen sie mich vom Kopf bis zu den Füßen auf einem Tisch mit Seife und Bürste, wie man Bretter säuert, worauf sie mich in die wolkenhafte Reinheit eines Bettes trugen; die eine strich mir übers nasse Haar und lächelte: „Nachtzehn ist er — na, so was!“ In der Nacht träumte ich von der Landstraße daheim und der schönen Kellnerin; und sie sagte: „Junger Herr, na, wie war es?“

Die Straße von Bielgereuth hinunter nach Caltano im Etschtal ging ich ganz allein am Weihnachtstag dieses wilden Jahres 1916, nachdem man mich aus dem Lazarett entlassen und in die Offizierschule nach Stenr beordert hatte. Kein Wagen begegnete mir, kein Mensch, kein Tier. Mittenwegs bei Einbruch der Dunkelheit geriet ich in ein unbewohntes Dorf. Da stand ein Prellstein. Ich setzte mich darauf. In meiner Erschöpfung glaubte ich, nie wieder aufstehen zu können. Das machte mich nicht unglücklich, obwohl ich weinte. Plötzlich fuhr ich hoch. Hoch droben vom Berg kam eine Autofolonne herab mit feurigen Lichtern, die sich wie Schlangen durch die Nacht wanden. Schon waren sie zwischen den leblosen

Häusern der Gasse, die eisernen Fahrzeuge, und jedes, jedes brauste vorbei, obwohl ich rasend schrie: „Bleibt stehen, bleibt stehen!“ Nun war wieder Finsternis um mich und Stille. Verzweiflung sprang mir ins Herz. Da tobte eine zweite Kolonne heran. Beim letzten Wagen hieß mich etwas — in der Kindheit hätte ich gesagt: mein Schutengel — ungarisch schreien: „Bleibt stehen, bleibt stehen!“ Sofort hielt der Fahrer an, ein ungarischer Soldat. So wurde ich gerettet.

Jahre schichteten sich aneinander, prall von Gefahren und Erschütterungen, durchzogen von unzähligen Landstraßen, über die ich in Waffen zog, bis ich zuletzt im Herbst 1918 in den Urlaub nach Hause fuhr — zu meiner Kindheitsstraße. Gleich darauf endete der Krieg mit unserer Niederlage. Es dauerte indessen nicht lange, da mußte ich Siebenbürgen nochmals verlassen und durch die Puszta Fuß um Fuß nach Budapest marschieren, wieder in Waffen. Das Schicksal hatte meine Heimat Rumänien zugeschanzt und mich selber zum rumänischen Soldaten gepreßt. Ich schritt jetzt vor einer Kompanie, die den Maßstäben der Kaiserlichen durchaus nicht genügte. Schwierig war es, in der fremden Sprache der neuen Machthaber zu kommandieren und zu antworten, doch weil die Soldaten allesamt einst wie ich bei den Österreichern gedient hatten, viele von ihnen Deutsche waren, fand sich stets ein Ausweg, zumeist der, daß wir Deutsch sprachen, und derart taugten wir doch, die Rumänen und ihren Häuptling Bela Kun zu vertreiben, der 1919 Ungarn tyrannisierte. Nach etlichen Monaten entschlüpfte er nach Moskau. Das erlöste Land sank in den Schoß des Westens zurück. Wir hatten, lehrhaft ausgedrückt, ein abendländisches Werk vollbracht.

Als aber das rumänische Heer mit Beute beladen heimkehrte, durfte hinter ihm Admiral Horthy, der stillwidrig ein Pferd bestiegen hatte, mit inwischen aufgestellten ungarischen Bataillonen in Budapest einziehen, und bald hieß es, er habe Ungarn befreit. Welch eine Geschicktskluge! Nicht einen Schuß hatte er gegen Bela Kun abgegeben. Die Welt will belogen sein. Heute gilt Horthy bei vielen als Vernichter der kommunistischen Schreckensherrschaft seines Heimatlandes nach dem ersten Weltkrieg.

In der Erinnerung verblieb mir vom rumänischen Feldzug gegen Ungarn vor allem unsere Vormarschstraße, wie sie hinausjüngelte aus dem siebenbürgischen Erzgebirge in die Ebene; regenüberflutet, kalt, von

Nebelschwaden undampft, und wir auf ihr naß, frierend im April, bis zu den Waden voll Dreck und Rot. Eines Tages aber strahlte die Sonne. Wir lachten wieder. An den Ortseingängen standen die aus Schlupfwinkeln getrockneten Bürgermeister, boten uns dankbar Brot, Salz und Wein dar. Die Mädchen drängte es, uns ebenfalls zu danken. Die Front erstarrte für eine Weile. Im Juli kam es zur Schlacht, die wir gewannen. Ich war inzwischen Kurieroffizier beim Oberkommando geworden. Ein Kurier lernt zahlreiche Straßen kennen. Ihre Farbe in der Puszta war staubweiß, ihr Atem glühend heiß, ihre Musik am Abend Froschgequak.

Einmal nach durchgeführter Nacht sah ich auf einer Stufe des Parlaments in Budapest mit einem Leutnant, einem Schulkameraden und einstigen Kaiserjäger. Die Morgenröte warf ihren ersten Lichtspeer auf die herrlichste Straße Europas, auf die Donau vor uns; da sagte er trunken: „Schau, wie sie fließt, die Donau, und sie weiß gar nicht, wie glücklich ich bin, die arme!“

Bei meinem Studium in Deutschland wanderte ich auf mancherlei Straßen, besonders die großstädtischen lockten mich. Es läßt sich in der Mitte und im Westen Berlins kaum eine Straße finden, die ich mit unerfättlicher Erkundungslust nicht beschritten hätte. Eine Stadt sich vertraut zu machen, indem man sie zu Fuß und offenen Auges kreuz und quer durchstreift, lernte ich damals und schärfte meinen Orientierungssinn so sehr, daß ich dann, als mich Besuche und Vortragstreisen in alle Welt trugen, an jedem Ort immer nur eine kurze Zeit aufmerksamen Dahinschlenderns benötigte, um zum Sehenswürdigsten zu gelangen, völlig ohne Führung, selten nach dem Weg fragend; dabei sog ich vom Wesen und Geist der Niederlassung nicht selten das Wichtigste bis zur Neige ein. Freilich waren das andere Straßen als die der Kindheit oder die langen, scheinbar nie endenden meiner Kriegszüge; sie gaben mir tausendmal mehr zu erblicken, Gutes und Schlechtes, und beides wirkte mit, daß ich allmählich fest auf Erden stehen konnte.

Die Landstraßen meiner Kindheit rückten mir wieder unter die Füße, als ich nach der Universität mehr als ein Jahrzehnt in Kronstadt hauste. Überaus gern besuchte ich im Auto meines Vaters Bufarest. Nachdem man den wunderbaren Predealpaß bewältigt hatte, veränderte sich nicht allein die Landschaft, sondern auch der Geruch, die Art und Farbe aller Dinge, ob es sich um die Natur und ihre Früchte, um Tier und Mensch, um Luft

Abendliches Zwiegespräch

(Erzählt von Heinrich Ruppel)

Ein einsam lebender alter Herr reiste zum Besuch eines Freundes in eine entfernte Stadt, wo er mit diesem Freund ein ihm unbekanntes Ehepaar besuchte. Als er vorgestellt wurde, lächelte die Hausfrau verhalten und sagte freundlich: „Ich glaube, wir kennen uns schon.“

„Nicht, daß ich wüßte“, sagte der alte Herr und sah sie erstaunt an. Er schien in seinem Gedächtnis zu forschen, wo und wann er diese sympathische Matrone mit ihrem pechschwarzen, nun von silbrigem Schimmer durchzogenen Haar kennengelernt haben könnte. Man sah es seinem Gesicht an, daß er sich nicht zu entsinnen vermochte.

„Ich bin doch aus Ihrer Stadt und als ganz junges Ding schon in Ihrem Haus gewesen. Sie wohnten damals am alten Stadtor, auf dem zwei schöne junge Birtchen standen. Ob sie wohl noch stehen?“ fragte sie verjöhnt und wie versunken in die Erinnerungen ihrer Kindheit.

„Ich bin erfreut, in Ihnen eine Landsmännin zu sehen, und kann Ihnen sagen, daß die beiden Birtchen große Bäume wurden, die mit ihren Wurzeln das Mauerwerk zu sprengen drohten und deshalb der Art verfielen. Doch nun steht wieder Nachwuchs über dem Tor, wieder zwei zierliche Birtchen, die ihre Blätter im Winde spielen lassen.“

„Das ist schön. Wir haben uns als Kinder gar oft ergötzt an den Maie“, wie wir die Bäumchen nannten.“

„Aber nun sagen Sie mir, wann und wozu kamen Sie denn in mein Haus?“ fragte der alte Herr. „Ich kann mich dessen nicht entsinnen.“

„Wie können Sie das auch! Aber ich will's Ihnen erzählen. Es war im Herbst siebzehn, im vierten Kriegsjahr. Da hatten wir Mädchen — wir waren so fünfzehn- und sechzehnjährig — von der Schulleitung den Auftrag, von Haus zu Haus zu gehen und das letzte Gold zu sammeln, um es auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern, wie es damals hieß. Das meiste war freilich schon im ersten Begeisterungsrusch abgegeben worden, und nun fiel nicht mehr viel ab. Wer noch etwas hatte, gemünzt oder ungemünzt, der hielt es angefaßt der zweifelhaften Kriegslage zurück. Mit meiner Freundin Juliana kam ich auch zu Ihnen. Wir wußten, Sie waren als nicht mehr kriegsverwendungs-

fähig aus dem Lazarett entlassen worden und zu Ihrer jungen Frau heimgekehrt. Wir klingelten und standen voll Erwartung vor der Flurtür. Sie taten uns auf, und wir sagten unser Verschen her. Was nun geschah, ist mir unvergänglich geblieben. Sie sahen uns froh und freundlich an und sagten: „Goldstücke sucht ihr? Ja, ich hab ein Goldstück, ein ganz neues! Wollt ihr's sehen?“

Wir sahen uns erfreut an, als wollten wir uns zu diesem ersten und bis jetzt einzigen Goldfund gratulieren. Sie gingen uns voran, öffneten eine Tür und ließen uns eintreten. Sie führten uns an ein Babykörbchen, schlugen einen duftigen Flor zurück, der wohl der Brautkleider Ihrer Frau gewesen sein mochte, und da lag Ihr Erstgeborener in den Kissen, wachte, fingerierte mit seinen Händchen umher und strahlte uns mit seinen blauen Augen an. Oh, so ein schönes kleines und ganz vollkommenes Menschengebilde glaubte ich dummes Ding noch nie gesehen zu haben! „Das ist mein Goldstück!“ sagten Sie, „anderes Gold hab ich nicht. Das hier ist mehr als Gold. Das ist Leben, das uns Gott gegeben hat.“ Und das Glück verkündete Sie so, daß wir Sie nur mit heiliger Scheu betrachten konnten. Der Kleine lachte uns an, und das war auch uns in diesem Augenblick mehr wert als alles Gold der Welt. Ihre Frau kam von der Küche herein, um zu sehen, was da für Besuch gekommen war. Und sie nahm ihr Kindchen auf den Arm, wiegte es hin und her und ließ es von uns bewundern. Wir durften es streicheln und an seinen Händchen halten. Zeit Lebens ist mir dieses Bild einer jungen glücklichen Mutter nicht mehr aus dem Sinn gekommen. Am liebsten wären wir noch geblieben, aber wir mußten doch gehen und Gold sammeln. Und dann haben Sie noch zweimal die Freude gehabt, neues Leben einführen zu sehen, und jedesmal war's ein Junge.“

„Ja, drei Jungen waren's . . .“

„Und wenn ich Sie mit ihnen und ihrer Mutter so wandern sah, zum Wald hinaus oder durch die Felder, hab ich stets gedacht: so willst du's auch machen, wenn du mal Mutter bist. Und dann, als ich zwanzig war, hab' ich das Städtchen verlassen und hier meinen Mann gefunden und die Kinder dazu, wie das so geht . . . Aber nun hab' ich Ihnen genug erzählt, und nun sind Sie an der Reihe. Was ist denn aus Ihrem Kleeblatt geworden?“

„Was aus so vielen jungen Menschen geworden ist: sie liegen in der Erde.“

„Ach Gott, doch nicht alle drei?“

„Ja, alle drei. Das Zwischenreich des Dämons aus der Tiefe und der von ihm frevelhaft heraufbeschworene zweite Weltkrieg haben sie mitgenommen.“

„Und Ihr Ältester, den wir damals sahen, als wir das Gold zusammenbettelten?“

„Er hat seine Pflicht als Soldat getan und den Krieg überstanden; aber die Gefangenschaft im Kaukasus und im sumpfigen Kubangebiet hat ihm durch Hunger, Malaria, Mißhandlung und Rote Ruhr den Todesseim in die Brust gesenkt. Er kam heim und legte sich zum Sterben nieder.“

„Und seine Brüder?“ fragte schmerzlich betroffen die Hausfrau.

Der alte Mann sah starr zur Erde hin, als sehe er sie da liegen, und sagte dumpf: „Der zweite liegt ihm naß, zehn Schritte mögen's sein von einem Grab zum andern. Den jüngsten deckt die Urerde.“

Der Gast verstummte.

„Ach“, entschuldigte sich die Frau, „ich wollte Ihnen doch nur eine Freude machen, als ich Ihnen erzählte, was ich als junges Mädchen in Ihrem Heim erlebte, und nun . . . nun habe ich damit nur Leid erweckt.“

„Es wird keinem von der Mutter an der Wiege gesungen, was ihm das Leben bringt, und wie und wo er enden wird. Bedauern Sie es nicht, daß Sie mir einen Glückstag wieder in Erinnerung gerufen haben, im Gegenteil: ich danke es Ihnen! Ich bin wie ich und je des festen Glaubens: das Leben ist mehr als Gold, viel mehr: es ist Blütenpracht des Frühlings, reisende Frucht des Sommers, Gabenfülle des Herbstes, Klarheit und schimmernde Reinheit des Winters, ist rauschendes Meer, ragendes Gebirge, strömende Regenflut, gestirnter Himmel, auch Mühsal, Not und Kampf — alles das ist Leben und gibt dem, der es liebt und nicht vergeudet, mehr als Gold und Edelsteine. Das ist mein Glaube, den ich mit ins Grab nehmen werde.“

Der Hausherr und der Freund hatten dem Gespräch der beiden schweigend zugehört. Das der Vergangenheit entrisene Erlebnis hatte sie sichtlich zutiefst berührt.

Die Unterhaltung, die so fröhlich begonnen, war ernst geworden, sehr ernst. Und wie eine Ferkate im Musikstück wirkt, so klang sie mit leisem Nachhall aus.

Nach einer fast hörbaren Stille lebte das Gespräch wieder auf, und auch die beiden Schweigklamen beredeten es mit ihren Gedanken. Es wurde leichter und beschwingter und beschloß den Abend in bestmöglicher Ausgeglichenheit.

und Licht handelte. Die westeuropäisch geprägte Welt lag im Rücken; eine byzantinisch südöstliche umging uns hier auf der Verlängerung meiner Kindheitslandstraße. Nie beobachtete ich den Wechsel aus dem Westlichen ins Östliche und beider Verschiedenheit sowie bei der Rückfahrt die umgekehrte Verwandlung anders als mit angehaltenem Atem. Alle geschichtlichen und zukünftigen Gewalten, die mit diesen Gegensätzen fruchtbar und furchtbar verbunden sind, spürte ich unmittelbar, spüre sie unverringert stark, und sie bestimmten mein schriftstellerisches Werk ohne Unterlaß.

Die anderen Wege meiner Kindheit und Jugend, auch sie konnte ich, so oft ich wollte, betreten, Gassen und Plätze Kronstads und droben im Gebirge die einsamen Karpatenpfade der Täler, Grate und Gipfel. Wie sich mir auf Reisen täglich eine unbekannte Stadt enthielt, was schließlich ganze Länder aufschloß, so erwanderte ich jährlich aufs neue das mir urverwurzelte Siebenbürgen mit seinen Herrlichkeiten, Gemeinden und Burgen, dreierlei Volk und den unbeschreiblich vernachlässigten Landstraßen, die ich dennoch liebe. Seitdem ich weit davon bin, warte ich im Traum oft durch ihren Staub und Dreck, schwebe auf den waldumrauschten duftenden Pfaden bergan, geistere in den Winkeln der verlorenen Städte umher; in mir behält alles Glanz und Seele. Wie ein Geizhals verwahre ich diesen Schatz, denn ich weiß wohl, daß heute dort fern die Seelen frieren und der Glanz verblichen ist.

Ein Auto kaufte ich mir erst, als ich meinen Wohnsitz nach Bayern verlegt hatte, wo man ständig verführt wird, sich auf den Straßen zu tummeln. Geschichte es am

Steuer eines schnellen Wagens, so verliert selbst in den Alpen die Erlebnisfähigkeit für die Natur ihre nur durch Stille und Verweilen beschriebene Tiefe; man genießt dagegen die Luft der Hast und Vielfalt. Diesem Gefühl habe ich mich eifrig hingegeben, Bayern, ganz Deutschland und dessen Nachbarländer einigermaßen kennengelernt, und das heißt zugleich, ihre Straßen erlebt. Mit denen in Südosteuropa kann man sie nicht vergleichen. Nur in hinterwäldlerischen Gegenden stauben sie in Westeuropa. Meist in gutem Zustand, erinnern sie mich, der aus urchenlichem Land stammt, an breite Schienen, ausgelegt von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Das Abenteuerliche haust nicht so üppig auf ihnen wie im Osten, wohl aber der Tod.

Im zweiten Weltkrieg — ich brauche bloß die Augen zu schließen, um es wieder zu erschauen — fuhr ich durch Frankreich, Polen, Rumänien und Rußland. Eine Straße im Krieg, ob gut oder schlecht, spiegelt ihn überall, selbst in schöner Gegend, mit den Gefahren wider, die auf ihr lauern, mit den Wegschültern, die man ihr eingepflanzt, mit den Fahrzeugen, die auf ihr vorherrschen. Die schauerlichen Staub- und Schlammwolken, die sich durch Rußland formlos hinwälzen, bleiben wie dessen Steppe für jeden, der sie erlebt, ein Abdruck, ein Sumpf der Not und des Sterbens. Manchmal lachte ein grünes Hühchen an ihnen entlang, einige Birken regten sich, die Sonne schien; sie aber waren auch dann allem Gefährte feind, uns abgründig fremd gleich dem Land, zu dem sie gehörten.

An einem Septemberabend des Jahres 1944 erblickte ich unter dem blauen friedlichen Himmel bei einer

Dienstfahrt nach Nordsiebenbürgen, wo die Russen eingebrochen waren, auf einer Wiese den ersten Fluchttred meiner Landsleute. Ich ließ anhalten und ging mit zitternden Beinen zu ihnen. In Zucht und Ordnung kochten sie ihr Abendessen; sie zweifelten nicht daran, daß das Deutsche Reich ihnen die Heimat freitämpfen würde.

Auf mancher Straße flossen sie nun herein, die Ostdeutschen, nach Westpreußen, bald auch aus Preußen, Schlesien und Böhmen. Jetzt waren die Landstraßen Bühnen einer unermesslichen Tragödie, Bühnen, die sich aneinandergereiht über Tausende von Kilometern erstreckten. Jede erdenkliche an Wehrlosen verübte Schandtats spielte sich millionenfach ab auf dieser Bühne. Wem es damals ans Herz griff, was geschah, der sieht es heute noch vor sich. Es gibt Schrednisse, die man nicht vergessen kann. Selbst in den Seelen der Enkel leben sie fort als Keime zukünftiger Geschichte. Auch über meine Kindheitsstraße legte das Unheimliche nach Westen wie schon in alten Zeiten oft.

Man wähnt, wir lebten heute im Frieden. Unsere Landstraßen sind gut, man vermehrt sie ständig. Nie jagten mehr Autos auf ihnen hin und her. Nach dem zweiten Weltkrieg befuhrt ich viele von ihnen in manchen Ländern, auch jenseits des Ozeans. Keine war für mich eine Schicksalsstraße. Erwäge ich jedoch, daß sie alleamt, sobald sie nach Osteuropa laufen, an Stachelndraht und Mauern stoßen, so weiß ich, daß sie in jedem Augenblick Straßen eines dunklen Schicksals werden können.

Eine Kaiserin sucht sich einen Diplomaten aus

„Von hundert Fällen bedauert man neunundneunzigmal, etwas gesagt zu haben, und nur einmal bedauert man, es schweigen zu haben.“
Baron Thugut

Als Kaiserin Maria Theresia eines schönen Sommertages in Begleitung ihres Gefolges und eines von ihr sehr geliebten Hundes zur Donau fuhr, um dort zum Besuch einer Stadt ihres Reiches ein Schiff zu besteigen, da ahnte sie nicht, daß der kleine Pinscher, der sehr reizbar war und dann mit seinem wütenden Bellen nicht aufhören wollte, die österreichische Außenpolitik der Zukunft beeinflussen werde. Während nämlich die Besatzung des Schiffes sich voll wienerischer Treuherzigkeit um die Herrscherin bemühte und sorgfältig darauf achtete, daß die Kaiserin auch sicher über den schmalen Laufsteg am Bord gelange, eilte der Hund schon über die Bretter und stürzte wütend auf den Kapitän los, der mit der Wut in der Hand an den Bord stand, um der die Habsburgerin willkommen zu heißen. Alle Zurufe nützten nichts, der Pinscher fuhr dem Schiffer immer wieder an die Beine und störte dadurch den ganzen Empfang, bis der Kapitän, sich zu dem eiferfüchtigen Hund niederbeugend, drohend schalt: „Nun geben Sie aber Ruhe, Ihre Exzellenz!“

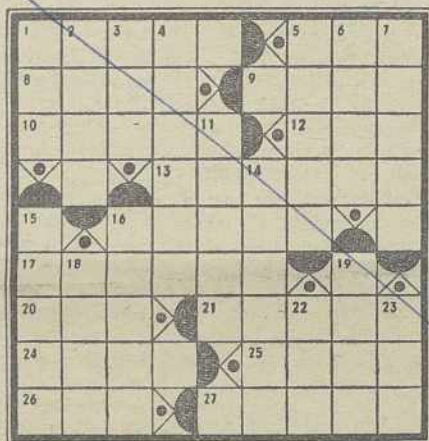
Die Kaiserin fragte, ein wenig verduht, weshalb der Mann dem Hunde einen solchen Titel gebe, und der Kapitän erwiderte schlaun lächelnd, so daß tausend Fältchen um die Augen sichtbar wurden: „Weil um Eure Majestät lauter Exzellenzen sind!“

Da lachte Maria Theresia und wurde noch vergnügter, als der Schiffer ihr gestand, er sei halt von Geburt an ein Thunichtgut; denn so hätten sein Vater und alle seine Vorfäter geheißt.

„Über diesen Namen muß Er abtun“, sagte die Kaiserin, nachdem sie sich längere Zeit mit dem aufrechten Offizier unterhalten hatte; „denn sein Bub hat wohl schon manchen Spott deswegen erliden müssen, und nicht jeder wird damit so leicht fertig, wie Er. Wenn wir zurück sind, melde Er sich in meiner Kanzlei, die alles Nötige veranlassen wird. Und — höre Er — wenn der Bub groß ist, schide Er ihn mir in die Hofburg, damit ich ihn erziehen lassen kann.“

Der alte Donaushiffer dankte; die Kaiserin aber sah ihren Eingriff in ein menschliches Schicksal gut belohnt; denn wenige Jahrzehnte später nannte ganz Europa den Namen des österreichischen Ministers des Auswärtigen, Baron Thugut, mit vielem Respekt. Johannes Vogel

Ein Rätsel-Lulu



Kreuzworträtsel

Waagerecht sind zu lösen: 1. Langsame Fortbewegungsart — 5. Belgischer Badeort in der Provinz Lüttich; das gesuchte Wort besteht aus den Anfangsbuchstaben eines Tätigkeitswortes, das soviel wie das Gegenteil von „verschwinden“ bedeutet — 8. Name des ersten Menschen — 9. Abkürzung von „Studio“ — 10. Nachkomme des biblischen Stammvaters Sem — 12. Mutter Siegfrieds — 13. Name des Begründers der Reformation — 16. Heimischer Singvogel, auch Pfingstdroffels genannt; sein Name gleicht bis auf den ersten Buchstaben einem österreichischen Bundesland, dessen südlicher Teil seit 1919 von Italien besetzt ist — 17. Soviel wie „ohne Begleitung“ — 20. Bezeichnung der Behausung des Fuchses — 21. Belgische Festungsstadt an der Maas, die auf slawisch „Namen“ heißt; die hier gesuchte französische Schreibweise lautet ganz ähnlich und „vorn“ ebenso — 24. Kindermädchen, das in gewisser Weise Mutterstelle vertritt — 25. Zweig des Weinbaus — 26. Fremdwort für Vorgebirge und besonders für weit ins Meer vorgeschobene Felslandspitze; wir kennen ja das gefährliche „... Hoorn“ an der äußersten Spitze Südamerikas oder das „... der guten Hoffnung“ vor Südafrika — 27. Altes Wort für „flütern“, das mit „Kugung“ zusammenhängt.

Senkrecht sind zu lösen: 1. Luftförmiger Brenn- und Leuchtstoff — 2. Bedeutendster linker Nebenfluß der Fulda, der auch einer

großen Talsperre im Waldecker Land den Namen gab — 3. Sohn Noahs — 4. Weibliche Form des Namens Emil — 5. Schemmel — 6. Kurzbezeichnung der Truhe — 7. Blutgefäß — 11. Provinzhauptstadt in Oberitalien, am Po gelegen, diese auf italienisch „Torino“ lautende Stadt ist auch als „italienische Autostadt“ bekannt geworden — 14. Wort aus der Musiksprache, meist in Verbindung mit Dur oder Moll gebraucht — 15. Bekanntestes Baumaterial — 18. Soviel wie „ungefüge“ oder „ungefährd“ — 19. Schafähnliches Tier Südamerikas, auch tibetischer Mönch — 21. Verhältnis für Zahnpaste — 22. Abkürzung für „Mittel-europäische Zeit“ — 23. Kurzname des wichtigsten „Haustieres“ der Rappländer.

Silbenrätsel

au — bahn — bi — burg — co — den — eil — ein — er — ga — gall — ha — ha — i — fa — ti — li — na — na — nach — ne — nen — sa — schwe — tau — ti — to — van — wal — zahl — zug.

Aus den vorstehenden 32 Silben sind zwölf Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die erste Zeile eines altbekannten Kinderliedes ergeben. Die einzelnen Wörter bedeuten: 1. Name jener Inselgruppe im Stillen Ozean, die als 50. Staat in die Vereinigten Staaten aufgenommen wurde — 2. Moderner Schnellverkehrsweg — 3. Schnellfahrendes Verkehrsmittel — 4. Auf der japanischen Insel Kjusiu gelegener Hafenstadt, die im August 1945 als zweite japanische Stadt nach Hiroshima durch eine Atombombe zerstört wurde — 5. Land im Norden Europas — 6. Stadt in Oberfranken an der bayerisch-thüringischen Grenze; sie gehörte bis 1920 zu Thüringen — 7. Hauptstadt des vor Mittelamerika liegenden Inselstaates Kuba, auch Name einer bekannten Zigarettenmarke — 8. Gegenteil von Mehrheit — 9. Singvogel — 10. Bezeichnung eines Schlaf- und Wohnraumes auf einem Schiff — 11. Kurzform des weiblichen Namens „Elisabeth“ — 12. Soviel wie Verwundern mit der Vorsilbe „er“.

Auflösung der schweren Rätsel aus dem Oster-Sonntagsblatt

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Nestler — 5. Ros — 6. i. R. — 8. AT. — 9. Ursee — 10. Edam — 12. Dill — 16. Ur — 18. Sau — 19. AT. — 21. Eger — 24. Ur — 25. Sau — 27. Ur — 29. Elan — 31. Sieb — 33. Meran — 34. Ei — 36. er — 37. ein — 38. Ofen. Senkrecht: 1. Note — 2. es — 3. Turm — 4. Ried — 5. la — 7. Reis — 9. Maare — 11. du — 13. lau — 14. Lure — 15. Hafe — 17. Ne — 20. Tal — 23. GB. — 25. Rain — 26. Name — 28. re — 30. Nero — 31. Saat — 32. Wein — 35. in — 37. er.

Silbenrätsel. 1. Kapernaum — 2. Olympia — 3. Maffaroni — 4. Marabu — 5. Liechtenstein — 6. Island — 7. Edam — 8. Barbarossa — 9. Eisenach — 10. Ruine — „Komm, lieber Mai, und mache“.

Halt! Junghennen, Enten, Gänse, Hähnchen!

Kreuz. 4 Wo. 1,80, 6 Wo. 2,50, 8 Wo. 3,30, 10 Wo. 4,-, 12 Wo. 4,50, fast legerreif 6,80, legerreif 7,80 DM. Leistungshybr. mit Marke, bis zu 300 Eier legend in Weiß, Rot u. Schwarz 0,50 DM mehr. Breit-Brust-Hähnchen in 7 Wo. bis zu 1 kg schwer werdend, 1 Tg. 0,48, 3 Wo. 0,90, 5 Wo. 1,20 DM. Riesen-Peking-Enten 3 Wo. 1,30, 4 Wo. 1,60. Emdecker Riesen-Gänse 14 Tg. 5,50, 4 Wo. 6,30, 5-6 Wo. 7,50 DM. Puten 1 Tag 3,50, 5 Wo. 5,20, 8 Wo. 6,80. Garantie f. leb. Ank. 8 Tage zur Ansicht. Alle Sendungen mit Altersgarantiechein. Landw. Geflügelz. Brunnert, 4834 Harzewinkel / 103, Rbf (05247) 353.

Lernt Ihr Schulkind schlecht

Ist es unkonzentriert u. gehemmt, dann geben Sie ihm das Aufbaupräparat Glutafit mit Glutamin u. Vitaminen. Glutafit macht geistig rego, lernfreudig u. hebt die Konzentrationsfähigkeit. Fordern Sie bitte 1 Probepackung DM 9,50, zahlbar in 30 Tagen oder Prospekt. Pharm. Präp. W. Frey, 89 Augsburg 6, Postfach 23, Abt. 28

Leisten-Bruch-Leidende

finden endlich Erlösung!

Ob der Leistenbruch rechts oder links oder auf beiden Seiten ist, wird das Leiden behoben. Das Produkt einer 20jährigen Entwicklung. Auskunft kostenlos. Böhm-Versand, 6331-Königsberg

Anzeigenschluß

Immer montags, auch telefonisch bis 17 Uhr
Kassel 3 00 76

Hautleiden?

Leiden Sie unter Ekzemen, Flechten, Fußpilz, Offenen Beinen, unter Ausschlag, Pickeln, Pusteln, Akne oder einem anderen Hautleiden?

DDD hilft!

DDD, das Hautmittel von ungewöhnlicher Wirkungstärke, Rasch verschwindet der Juckreiz, und die heilende Wirkung beginnt. DDD Hautmittel flüssig oder DDD Hautbalsam DM 2,85.

DDD ist nur in Apotheken erhältlich!



Unter dem harten Gesetz der Grenze

HEINRICH ZILlich, EIN DICHTER DER SELBSTACHTUNG, WIRD 70 JAHRE ALT

Seit tausend Jahren sind die Karpaten Grenzwall des Abendlandes, oft vom Osten überspült, dennoch unverrückbar. In ihrem Schutz entstand in Siebenbürgen eine Völkergemeinschaft, in der Deutsche, Ungarn und Rumänen nach langen Kämpfen eine Ordnung des Zusammenlebens fanden, in der jedes Volk seine Art bewahrte und die anderen achtete. Siebenbürgen stand unter dem Gesetz der Grenze: für alle Völker ging der Blick vom Kamm der Karpaten in die Weite des Ostens, aber die Kraftlinien des Landes wiesen in das Reich, in das Herz Europas. — Dieses Gesetz hat Heinrich Zillich und sein Schaffen geprägt.

In Kronstadt am 23. Mai 1898 geboren, verdankt er ihm Bildung und Haltung, das Wissen um die großen geschichtlichen Zusammenhänge um das Wesen der Völker, den Blick ins Weite und für die Ordnung der Nähe, vor allem aber den Auftrag zu seinem Lebenswerk: die Erfahrungen seiner Heimat, die in Jahrhunderten gewachsene Ordnung, als beispielhaft für die künftige Ordnung Europas sichtbar zu machen.

Indem er diesem Auftrag gehorchte, wuchs sein Werk aus der Heimatbezogenheit zu allgemeindeutscher Bedeutung, ohne seine Herkunft zu verleugnen. —

Er tat immer was notwendig war: Aus dem ersten Weltkrieg als junger Kaiserjägeroffizier heimgekehrt und nach Abschluß seiner staatswissenschaftlichen Studien in Berlin, gründete er 1924 in Kronstadt die Zeitschrift „Klingsor“, die für 15 Jahre Sammlung der deutschen Kunst und Dichtung in Südosteuropa wurde. Daneben wuchs ein dichterisches Werk in Lyrik, Novelle und Roman zu breiter und bunter Fülle und gewann eine Wirkung, die in zahlreichen Übersetzungen ausstrahlte. Er fand reiche Anerkennung: Zillich wurde mit dem Literaturpreis der Stadt Berlin, dem Volksdeutschen

Schrifttumspreis der Stadt Stuttgart und dem Südostdeutschen Literaturpreis ausgezeichnet. Die Philosophische Fakultät der Universität Göttingen verlieh ihm ihr Ehrendoktorat. Als er sich nach 1945 mit Rat und Tat für seine heimatvertriebenen Landsleute einsetzte, wählten sie ihn zum Sprecher der Siebenbürger Sachsen in Deutschland, zu deren geistigen Sammlung er die „Südostdeutschen Vierteljahresblätter“ leitete.

Am schönsten, weil sich Geschichte, Deutung, Aufruf und sichere Bewältigung der Materie darin fugenlos decken, erfüllte Zillich den Auftrag seiner Heimat mit dem großen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ in dem er von der Jahrhundertwende bis 1919 die beispielhafte Völkerordnung Altösterreichs und ihren Untergang schildert. Neben seinen anderen Romanen „Der Weizenstrauß“, „Grünk oder das große Lachen“ und „Der Sprung im Ring“ bestätigen ihn vor allem seine Novellen

— in der Gesamtausgabe „Die Schicksalsstunde“ und „Sturm des Lebens“ — als einen der hervorragendsten Erzähler unserer Zeit und Meister der strengen und klaren Form aus der ein heller und wacher Geist leuchtet. — In seinem letzten Band Erzählungen „Die große Glocke“ hält Zillich in heiteren und ernsten Geschichten Rückschau auf seine Kindheit und Jugend. So wie über sie der Glockenklang der Schwarzen Kirche zu Kronstadt weht, leuchtet noch einmal das Gesetz seiner Heimat auf, das Selbstachtung und Duldsamkeit als Grundordnung für das Zusammenleben der Völker fordert.

Seine neueste Arbeit „Friedrich Hensel. Ein deutscher Leonidas“ galt dem Leben und Sterben des tapferen österreichischen Offiziers aus Siebenbürgen, der 1809 in den Karnischen Alpen mit wenigen Soldaten die französische Südmarmee aufhielt und damit Erzherzog Karl den Sieg bei Aspern ermöglichte.

HANS TEICHMANN

Ärztetag: „Vorsicht bei der Pille!“

Die deutschen Ärzte haben erneut davor gewarnt, die „Pille“ zur Empfängnisverhütung ohne ärztliche Kontrolle anzuwenden. In einer Entschließung wies der in Wiesbaden tagende 71. Deutsche Ärztetag darauf hin, daß mit der Einnahme der Pille nicht unerhebliche gesundheitliche Gefahren verbunden seien.

Filmsatire in Cannes. Seinen dritten Spielfilm „Au feu, les Pompiers“ präsentierte Milos Forman, einer der profiliertesten tschechoslowakischen Regisseure, beim Filmfest in Cannes. Wie sein Landsmann Nemec, der zuvor „Das Fest und die Gäste“ zeigte, nimmt Forman ein Fest als Ausgangspunkt für seine beißende Gesellschaftssatire.

Ehrung für Prof. Angehrn. Professor Dr. Otto Angehrn, Ordinarius für Betriebswirtschaftslehre und Marktforschung Zürich, erhält die Wilhelm-Vershofen-Gedächtnismedaille 1968.

Von Brod bis Zillich

ZWANZIG JAHRE ESSLINGER KÜNSTLERGILDE

Eine großzügigere, tolerantere Künstlergesellschaft als die nun zwanzig Jahre alte „Eßlinger Künstlergilde“ gibt es in Deutschland heutzutage nicht. Vom blauen Konservativen bis zum roten Revolutionär ist, was Literatur, aber auch bildende Kunst, endlich Musik und Theater betrifft, in der schönen Neckarstadt, dem anderen Nürnberg im Schwabenland, Eßlingen, Jahr um Jahr alles vertreten. Diesmal, zur Jubiläumsbegegnung, wurden der Georg-Dehio-Preis für essayistische Werke und der Johann-Wenzel-Stamitz-Preis für Kompositionen verliehen, der eine an den Architekten Professor Hans Bernhard Reichow, Städtebauer und Autor von anregenden Schriften über das Wohnen inkünftig und an den folkloristischen Professor Alfons Perlick, den oberschlesischen Kenner jeglicher Volkskunst. Der andere an den Komponisten Karl Michael Komma.

Sektionssitzungen, intimere Stunden als die der Verleihungen, geben Perspektiven und Zukunftsbilder. So schlugen die Schriftsteller, unter ihnen die in Rheinland-Pfalz lebenden Dr. Franz Hauptmann, Frau Evamaria Lange und Dr. Wolfgang Schwarz, zu denen sich auch der in Landau wohnende Musikpädagoge Professor Heinrich Pollock gesellte, eine neue Anthologie, nach der eben erschienenen von Max Brod bis Heinrich Zillich reichenden „Ziel und Bleibe“, vor: eine Sammlung von Orientierung für das Jahr 2000 gewissermaßen, was die europäische Situation anlangt. Denn der deutsche Osten, der Bezugspunkt, der, als

Herkunftsgegebenheit, die Mitglieder der Eßlinger Akademie der Schönen Künste, zusammenhält, — er ist auch Modell für Synthesen, er ist jedenfalls nicht Objekt der Erinnerung allein.

Die bildenden Künstler, mit Professor Heribert Losert an der Spitze, rüsten sich für Ausstellungen in Ägypten und Lateinamerika, so gefestigt ist ihr Ruf bereits. Mit den Professoren Mollenhauer und Schwerdtfeger, dem Maler und Bildhauer, verloren sie profilierte Waterkantler. Aber die Jüngeren sind nicht minder experimentell und werktreu — und vorausschauend. Richtungskämpfe gibt es natürlich hier auch; Surrealisten und Pop-Artler treffen hier auch auf Futuristen und Neo-Impressionisten. Doch das Klima leidet darunter nicht, im Gegenteil wird die Mitte gerade auf diesem rauen Wege der ausgetragenen Gegensätze gesucht.

Es wurde, im Rahmen der Tagung, auch der neue Gildenmeister gewählt. Er heißt, wie der alte, Professor Anton Nowakowski, seines Zeichens weltberühmter Organist und Lehrer für Orgel, aber auch Komponist und Dirigent. Ehrend einbeschlossen in die Festivitas wurden aber vor allem die beiden Gründer der „Eßlinger Künstlergilde“, dieses aus der Sammlung ostdeutscher Künstler hervorgegangenen steten Symposions Dr. Josef Mühlberger, Verfasser zahlreicher Romane und wissenschaftlicher Werke, und Dr. Ernst Schremmer, Kunsthistoriker und Feuilletonist, zugleich Geschäftsführer der Akademie seit ihrem Bestehen.

-g-

Kleine Gemeinden sind oft am rührigsten

AUS DER LETZTEN JAHRESSTATISTIK DER PFÄLZISCHEN BÜCHEREIEN

Die von der Staatlichen Büchereistelle für die Pfalz anhand der örtlichen Ergebnisse erarbeitete Jahresstatistik der pfälzischen Büchereien läßt zwei, zum Teil entgegengesetzte Tendenzen erkennen:

1. Die starke Benutzung der Gemeinde- und städtischen Büchereien durch die Bevölkerung beweist die dringende Notwendigkeit, im Rahmen einer zukunftsweisen Bildungspolitik den Ausbau der Büchereien und ihrer aktuellen Buchbestände verstärkt zu fördern. Die Buchentleihungen der pfälzischen Gemeinde- und Stadtbüchereien stiegen 1967 auf 1904 121 Bände an (Vergleichszahl: 1950 betrug sie 266 673), denen 1967 692 615 Bände des Buchbestandes gegenüberstanden.

2. Die

der Gemeinden führte verschiedentlich zur Kürzung der für die Bibliothek bestimmten Etatmittel. Die Gefahr einer Überalterung des Buchbestandes, eines prozentual überhöhten Verschleißes der vorhandenen Bände und eines Mangels an notwendigen neuen Werken ist besonders groß, weil der starke Nachholbedarf der Büchereien, von denen viele in den vergangenen Jahren noch nicht den erforderlichen Mindestbuchbestand erzielen konnten, durch Etatkürzungen weiterhin erschwert wird. Mit ganz besonderer Anerkennung muß daher auch auf solche

kreisfreien Städten vermehrt. Von den schon bestehenden Büchereien erhielten 12 eine völlig neue, moderne Einrichtung und zogen in größere, bessere Räume um. Ihr besonders durch Sachbücher erweiterter Buchbestand zog viele neue Leser an. Die in Neustadt befindliche Zentrale Ergänzungsbücherei der Staatlichen Büchereistelle für die Pfalz konnte durch ihre kostenlose Fernausleihe viele spezielle Buchwünsche kleinerer Gemeinden erfüllen und trug so dazu bei, die Bewohner

der

23. Mai 1968

Telegramm des Bundespräsidenten

Wenn Sie am heutigen Tage auf den Ertrag eines 70jährigen Lebens zurückblicken, so werden Ihnen das Vertrauen und die Achtung, die Sie sich als Schriftsteller im Inn- und Ausland erworben haben, als schönster Lohn Ihres künstlerischen Schaffens erscheinen. Ihr schriftstellerisches Werk ist durch Ihre siebenbürgische Heimat geprägt. Als langjähriger Redakteur der Zeitschrift "Klingsor" und als Schriftsteller haben Sie Zeugnis von der kulturschöpferischen Kraft des Deutschtums im Südosteuropäischen Raum abgelegt. Immer aber war Ihr Wirken auf Ausgleich und Verständigung zwischen Deutschen und Rumänen angelegt. Meine herzlichen Glückwünsche zum 70. Geburtstag verbinde ich mit guten Wünschen für Gesundheit und Schaffenskraft.

Heinrich Lübke, Präsident der Bundesrepublik
Deutschland

Brief des Bundesvertriebenenministers

Sehr geehrter Herr Dr. Zillich!
Zur Vollendung Ihres 70. Lebensjahres gratuliere ich herzlich. Dankbar gedenke ich insbesondere Ihres schriftstellerischen Wirkens für Ihre siebenbürgisch-sächsische Heimat und Ihrer Verdienste, die Sie sich als langjähriger Bundesvorsitzender und Sprecher der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland um Ihre Landsleute erworben haben.

Mögen Ihnen noch viele gute Jahre beschieden sein!

Mit freundlichen Grüßen Ihr

Karl-Uwe von Hassel

Brief des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes

Sehr geehrter Herr Zillich
Zu Ihrem 70. Geburtstag möchte ich Ihnen herzlich gratulieren und Ihnen für die kommenden Jahre meine besten Glückwünsche übermitteln.

Mit freundlichen Grüßen Ihr

Rolf Lahr

ikgs

Brief des Nordrhein-Westfälischen Arbeits- und Sozialminister

Sehr geehrter Herr Dr. Zillich!

Wie ich soeben erfahre, vollenden Sie am 23. Mai dieses Jahres Ihr siebenzigstes Lebensjahr.

Ich möchte mich daher jenen zugesellen, die Ihnen einerseits für weitere Lebensjahre Gesundheit und Glück wünschen, andererseits Dank sagen für Ihre oft aufopferungsvolle vielfältige Tätigkeit als Dichter und Kämpfer siebenbürgisch-sächsischen Geistes.

Als Patenschaftsminister möchte ich aber auch dafür danken, daß Sie sich als Sprecher der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen für die Belange Ihrer Landsleute stets erfolgreich eingesetzt haben. In Anerkennung Ihrer Verdienste um die Landsmannschaft hat diese Sie zu ihrem Ehrenvorsitzenden gewählt. Sie hat Ihnen damit jenen Platz unter den Landsleuten eingeräumt, den Sie sich durch langjährige treue Mitarbeit erworben haben.

Mit guten Wünschen für Ihre fernere Tätigkeit bin ich Ihr

Piggen

i. R. Dr.

Brief des Staatssekretärs Peter Paul Nahm

Sehr verehrter Herr Dr. Zillich!

Wenn ich bei Ihnen das Wort "Herr" anwende, dann nicht im abgewerteten Sinn der nivellierenden pseudodemokratischen Anrede. Nein: Sie sind Ihrem inneren und äußeren Wesen entsprechend ein Herr in der wahren Bedeutung dieses Wortes - ein Seigneur in Haltung, Gesinnung und Leistung.

Seigneur sein ist nicht leicht; der eigene Imperativ kennt keine Gnade, der eigene Kodex hat keine Hintertüre, das Übertragen fordert seinen Preis.

Sie haben das, was Sie sind, durch zwei Katastrophen getragen und zwar tapfer, aber nicht unbesonnen, - gerade, aber nicht steif - vornehm, aber nicht exklusiv - höflich, aber nicht devot. Sie wurzeln in einer Epoche, die noch viele Werte geborgen hatte, deren Untergang beklagenswert ist und seit Jahrzehnten die Welt erschüttert.

Ihr Geburtstag wird Ihnen die Achtung zeigen, die Schiffbrüchige und Suchende einem Feuerschiff zollen.

Ich bin glücklich darüber, daß ich Sie kennenlernen durfte und begreifen konnte. Ich habe Ihres Wirkens und Ihrer Wirkung mehr als einen Hauch verspürt und bedurfte seiner.

In Verehrung spreche ich Ihnen meine ergebenen Wünsche aus.

Ihr Nahm

Telegramm des Präsidenten des Bundes der Vertriebenen

Zur Vollendung des 70. Lebensjahres übermittele ich Ihnen auch namens des Präsidiums des Bundes der Vertriebenen die herzlichsten Glück- und Segenswünsche. Mögen weiterhin Gesundheit und Schaffenskraft Ihnen beschieden sein. Ich gedenke bei dieser Gelegenheit mit Dank und Anerkennung Ihrer langjährigen unermüdlichen Arbeit für Ihre Landsleute und für die Sache aller Vertriebenen. Es grüßt Sie vielmals Ihr Rehs, MdB

Telegramm des Präsidenten der Südosteuropagesellschaft

Dem großen deutschen Dichter, dem Deuter und Kündler südosteuropäischer Kulturwerte, dem Baumeister geistiger Brücken zwischen den Völkern seines Heimatlandes übermitteln Präsidium, wissenschaftlicher Beirat und Kuratorium der Südosteuropagesellschaft aufrichtige Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstag.

Dr. Althammer

Brief des Göttinger Arbeitskreises

Sehr verehrter Herr Dr. Zillich!

Bei Vollendung Ihres 70. Lebensjahres möchte ich unter jenen nicht fehlen, die Ihrer und Ihres Werkes gedenken. Vor allem liegt mir daran, Ihnen mit allen meinen guten Wünschen Dank zu sagen für Ihre unbeirrbar Haltung. Sie mag Ihnen als Treue zu Ihrem Volk noch so selbstverständlich sein; dennoch bedarf sie gegenwärtig einer besonderen Betonung, da weithin geistige Verwirrung als Maßstab für Intelligenz zu gelten scheint.

So fällt Ihr Jubiläum in eine Zeit, die nur selten Anlaß zur Freude, umsomehr aber zu Sorgen um eine unbekannte Zukunft gibt. Sie scheinen mir vor allem dadurch verursacht, daß es zunehmend zur Gepflogenheit geworden ist, die Mitbürger durch bloße Gedankenpielereien über die irdische Wirklichkeit und ihre ernstesten Gefahren hinwegzutäuschen. Damit wird zugleich ein Gemeinsinn hintangehalten, der die unerlässliche Voraussetzung von Staat und Volk ist. Hier, so meine ich, bleibt es Ihre Aufgabe, zur Besinnung zu mahnen und geschichtliches Denken als geistige Basis für die nach uns Kommenden zu erhalten.

Mit meinen aufrichtigen Wünschen und Empfehlungen bleibe ich Ihr
stets ganz ergebener

Freiherr von Braun

Brief des Dichters Bruno Brehm

Lieber Zillich,

Deinetwegen möchte ich Siebenbürger werden.

Es freut mich, daß Du so anerkannt wirst, wie ich Dich erkannt habe an Deinen ersten Zeilen, die ich zu Gesicht bekam.

Laß Dich feiern. Der kleinere Kreis wird durch Liebe ersetzen, was der große Kreis Dir schuldig bleibt.

Es ist bitter, daß wir erleben mußten, wie sich das tapferste Volk in das feigste verwandelt hat.

[Du sprichst noch die alte, unverhüllte und von gestohlenen Worten freie unmaskierte Sprache. Fast möchte man den anderen so viel Böses wünschen, wie Dir Gutes - aber man soll es nicht, es wärd von selbst kommen.

Deiner lieben Frau meinen Handkuß und Deiner großen Familie meine Grüße!

Immer Dein Brehm

Aus dem Brief eines Schweizer Pfarrers

.....Die Südostdeutschen Vierteljahresblätter, die Sie herausgeben, zählen neben wenigen anderen Zeitschriften, die ich kenne und die diese Aufgabe in anderen Rahmen erfüllen, zu den Waffen, die heute der geschichtlichen Wahrheit und der kulturellen Redlichkeit eine Gasse bahnen und die später einmal den Beweis erbringen werden, daß diese Zeit doch nicht ganz von allen guten Geistern verlassen war!...

Aus ihm spricht Siebenbürgen

Zum 70. Geburtstag von Heinrich Zillich / Von KARL SPRINGENSCHMID

Siebenbürgen — immer wieder hat mich dieses Land angezogen. Das Schicksal seiner Menschen hat mich nicht weniger bewegt als alles, was den Menschen meiner Tiroler Heimat geschehen ist. Dieses herrliche Land — ist es wirklich verloren, verloren für immer? Verloren, nicht nur weil man die Menschen daraus vertrieben hat, verloren, so sagt man mir, weil Siebenbürgen seine große historische Aufgabe, Wellenbrecher gegen die aus dem Osten heranflutenden Massen zu sein, verloren hat.

Der Sammelbegriff „Volksdeutsche“ birgt eine gewisse Gefahr in sich. Man ist versucht, die Menschen, die aus dem Osten vertrieben wurden, summarisch zu nehmen und als eine Einheit zu betrachten. Das ist ein gefährlicher Irrtum; denn jede Volksgruppe hat dieses Schicksal anders erlebt, anders ertragen. Es ist ein Unterschied, ob man zweihundert oder siebenhundert Jahre in dem Lande, das man verlassen muß, gelebt hat. In diesem isoliert gelegenen Bergland hatte sich, weit abgesetzt vom deutschen Mutterlande, ein Deutschum eigener Art entwickelt, gefestigt nicht zuletzt durch ein tapfer verteidigtes Luthertum, ein Volk und ein Land, das mit dieser Viertelmillion Menschen all das in besonderer Ausprägung besaß, was Deutschland der Welt bedeutet: eine gestaltete Landschaft, Dörfer und Städte, Bauern und Bürger, eine überaus wache, zahlenmäßig starke Intelligenz, Persönlichkeiten, Staatsmänner, Soldaten, Künstler, deren Strahlkraft weit über das eigene Land hinausreichte. Es ist daher klar: Keiner deutschen Volksgruppe im Osten fiel es so schwer, die angestammte Heimat zu verlassen, wie den Deutschen Siebenbürgens. Das muß man verstehen, wenn man den Sprecher der Siebenbürger Sachsen, Heinrich Zillich, verstehen will.

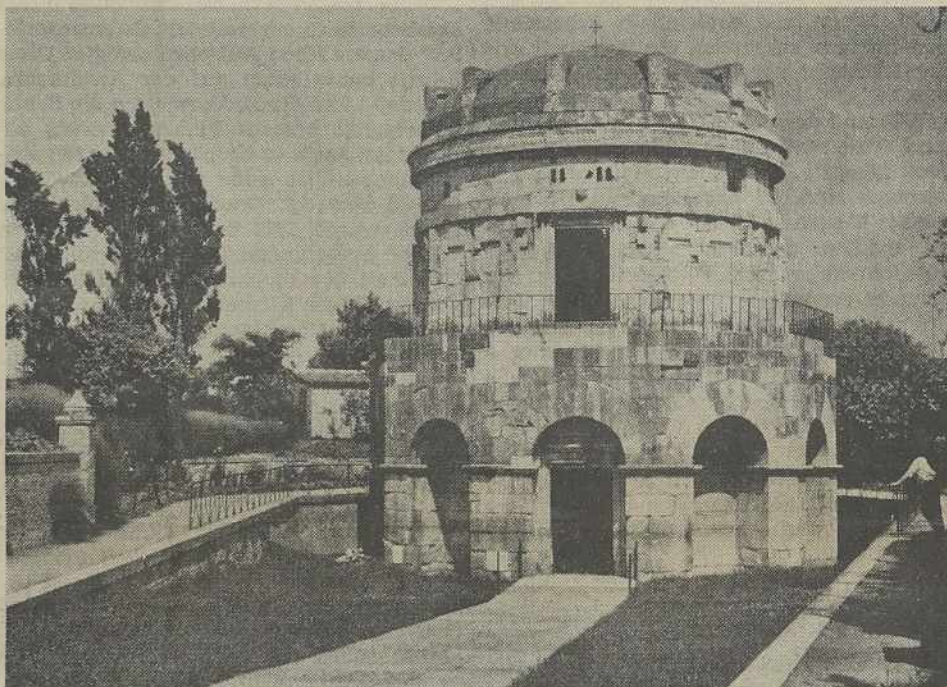
Sprecher seiner Heimat und seiner Landsleute in doppeltem Sinne, als Politiker sowohl — bezeichnend, daß Zillich Staatswissenschaft studiert und als Doktor rer. pol. promoviert hat! — wie auch als Dichter! Bei all dem Unglück, das diesem Lande widerfahren ist, wollen wir dem Schicksal dankbar sein, daß es uns in Zillich einen Mann gegeben hat, in dessen Leben und Werk sich das Schicksal seiner Heimat so getreu widerspiegelt, daß man ohne Übertreibung sagen kann: Wer das, was Heinrich Zillich Zeit seines Lebens geschaffen hat, in sich aufnimmt, erlebt das Schicksal Siebenbürgens und seiner Menschen wieder.

Erste Begegnung

Anläßlich einer Dichtertagung im Jahre 1936 lernte ich Zillich kennen. Eine illustre Gesellschaft war da in Berlin-Dahlem versammelt. Namen, die ich bisher nur von Buchtiteln kannte, Namen, die mir einen Schauer von Ehrfurcht über den Rücken jagten. Aber die Enttäuschung folgte sogleich nach; denn auch Dichter sind nur Menschen, ja, das Menschliche, das Allzumenschliche spielt bei ihnen oftmals eine größere Rolle als bei den übrigen Sterblichen. Vor allem sehen Dichter meist nicht so aus, wie sie dem Wunsche ihrer Leser gemäß auszusehen hätten. Nur bei zwei von den 33 Dichtern, die sich da in dieser vornehmen Halle unter den Marmorgöt-

tern versammelt hatten, entsprach das äußere Erscheinungsbild der Vorstellung, die ich mir von ihnen gemacht hatte: bei Rudolf Binding und Heinrich Zillich. Obwohl ich noch niemals ein Bild von ihm gesehen hatte, spürte ich sogleich, dies muß Heinrich Zillich sein, so genau muß er aussehen. Auf meiner Wanderung durch Siebenbürgen hatte ich gewiß hundert „Zillichs“ gesehen, vor allem natürlich in Kronstadt, seiner Heimat, ich will sagen, Menschen, die etwas von dem, was ihm eigen war, an sich trugen. Bei ihm aber war all dieses typisch Sächsische in einer geschlossenen Persönlichkeit vereint. Für mich und gewiß auch für viele andere verkörpert dieser großgewachsene, schlanke Siebenbürger Sachse mit dem ausdrucksvollen Profil in geradezu vollkommener Weise die Menschen seines Landes.

Wir kamen ins Gespräch. Zu meinem maßlosen Erstaunen begann Zillich vom Pasubio zu sprechen — tatsächlich, er hatte sich im ersten Weltkrieg freiwillig zu den Tiroler Kaiserjägern gemeldet: Ein Siebenbürger Sachse, der auf den südlichen Grenzbürgen Tirols sein Leben für die Freiheit meiner Heimat in die Schanze geschlagen hatte — wir wurden Freunde, keine einfache Sache, weil man als „zu leicht gebauter Österreicher“ sich erst mühsam mit der schwerleibigen, strengen Art, der gemessenen Form, dem tiefen Ernst und all dem Ungewöhnlichen, das den Siebenbürger Sachsen eigen ist, abfinden muß.



Grabmal Theoderichs des Großen

In seinen Büchern fand ich unsere Freundschaft neu bestätigt. Eines seiner frühesten Werke, das heute kaum mehr zu haben ist, „Sturz aus der Kindheit“, hat mir Türen aufgerissen. Den „Weizenstrauch“ habe ich dreimal in drei sehr verschiedenen Situationen mit großem Gewinn gelesen, den „Baltischen Graf“ geliebt. Doch entscheidend bleibt der Schlüsselroman „Zwischen Grenzen und Zeiten“. In diesem Roman wird ein Deutschum sichtbar, das auch den Menschen anderer Art gerecht zu werden versucht, mehr noch, das geradezu beispielhaft zeigt, wie man die Menschen im Osten auffassen und ansprechen muß, um wirklich zu ihnen zu finden. Gewiß, das Schicksal hat auf die Fragen dieses Buches eine harte, grausame Antwort gegeben. Aber siebenhundert Jahre geben eine Standfestigkeit, die auch dann noch die eigene Art zu bewahren weiß, wenn der Boden, den die Väter bebaut haben, verlorengegangen ist. Ich finde, dieser Roman und darüber das gesamte dichterische Werk Heinrich Zillichs ist heute, da man allseits Verbindung mit den Menschen des Ostens sucht, aktueller und notwendiger denn je. Man müßte diesen Roman in einer Neuauflage allen Menschen in die Hand geben, die mit dem Osten zu tun haben.

Wiedersehen nach 1945

Und wieder werden in mir jene Tage des dunklen Jahres 1946 lebendig, da ich als heimlicher Botengänger von Freund zu Freund unterwegs war und über die Grenze schlich, um Heinrich Zillich zu besuchen. Ich traf ihn mit seiner prächtigen Frau, dem Urbild einer tatkräftigen Sächsin, und den Kindern, über deren Zahl ich mich erst unterrichten mußte, auf seinem Landsitz, dem hoch über Starnberg gelegenen Mühlbergschloß, das er sich gemietet hatte, ein weitläufiger, unübersichtlicher, alter Bau, in dem man sich nur schwer zurechtfinden konnte. Das Unheil war über Siebenbürgen hereingebrochen. Zillich hatte alle Türen geöffnet, um die Angehörigen seiner weitverzweigten Sippe bei sich aufnehmen zu können.

Es wird mir bange, wenn ich an den Tag denke, an dem Heinrich Zillich sein 70. Lebensjahr vollendet, bange, weil diese Zeit ihm nicht geben kann, was sie ihm zu geben verpflichtet wäre: Eine weithin sichtbare Würdigung seiner Person und seines Werkes, getragen von allen verantwortlichen Stellen des politischen und kulturellen Lebens. Doch diese Zeit würdigt nur einen, der so schlecht ist wie diese Zeit selbst, womöglich noch ein Stück schlechter.

Ein Glück, daß sich Zillich selbst darüber im klaren ist und weiß, wie sehr ihn dieses offizielle Lob bei den Menschen, die ihn wirklich schätzen, verdächtig machen würde. Das Land aber, für das er gelebt und gewirkt hat, ist stumm geworden. Grüßen werden ihn seine Landsleute, die in alle Welt verstreut worden sind, vor allem auch die Siebenbürger Sachsen in den Vereinigten Staaten, die er vor einigen Jahren besucht und ermutigt hat.

Was Heinrich Zillich, da er mit heißem Herzen seine ersten Gedichte schrieb, noch nicht ahnen konnte — das harte Schicksal, das seine Heimat getroffen hat, wird seinem Werk eine über diese Zeit weit hinausreichende, ja geschichtliche Bedeutung geben, wenn die literarischen Kümmerlinge dieser Tage längst vergessen sein werden.

Bücher von Heinrich Zillich:

Von den 32 Büchern, die Heinrich Zillich geschrieben hat und die in einer Gesamtauflage von 1 300 000 Exemplaren verbreitet worden sind, seien an dieser Stelle nur einige genannt, die sich dem Volksgedächtnis besonders eingeprägt haben: „Der baltische Graf“, „Der Weizenstrauch“, „Zwischen Grenzen und Zeiten“, „Die große Glocke“, die Novellenbände „Die Schicksalstunde“, „Sturm des Lebens“, die heiteren Bücher „Grünk oder Das große Lachen“, „Flausen und Flunkereien“, die Gedichte „Komme, was will“.

ik g s

**Dr. Dr. Heinrich Zillich
70 Jahre alt**

München. — Der zweifellos bedeutendste lebende Schriftsteller nicht nur der Siebenbürger Sachsen sondern des Südostdeutschums überhaupt, Dr. Dr. Heinrich Zillich, beging am 23. Mai seinen 70. Geburtstag. Eine ausführliche Würdigung des Jubilars, dessen Großvater aus einer der fortschrittlichsten Banater Gemeinden, aus Warjasch, nach Kronstadt übersiedelte, werden wir in unserer nächsten Folge veröffentlichen. Auch der „Donauschwabe“ reiht sich in die große Schar der Gratulanten ein, die Dr. Dr. Heinrich Zillichs, dessen Beiträge auch in unserer Zeitung erscheinen, anlässlich seines Wiegenfestes als Schriftsteller, als vorbildlichen Deutschen und toleranten, kultivierten Menschen in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste gedenken.

Dem Donauschwabe

Aalen, 26. Mai 1968

i k g s

Heinrich Zillich 70 Jahre

dod Bonn — Am 23. Mai vollendete der Ehrenvorsitzende der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen, Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich, sein 70. Lebensjahr. Der aus Siebenbürgen, Burzenland, stammende Dichter wurde 1898 in Kronstadt geboren, wo er auch das traditionsreiche Honterus-Gymnasium besuchte. Nach Teilnahme am Ersten Weltkrieg absolvierte Zillich sein Studium in Berlin und schloß es mit der Promotion zum Doktor der Staatswissenschaften ab. Nach Siebenbürgen zurückgekehrt, gründete er 1924 in Kronstadt die angesehenere literarische Zeitschrift „Klingsor“, die er über ein Jahrzehnt redigierte. Im Jahre 1936 verlegte er seinen Wohnsitz nach Oberbayern, wo er sich schließlich als freier Schriftsteller 1938 in Starnberg endgültig niederließ.

Das literarische Werk von Heinrich Zillich ist vielfach gewürdigt worden und umfaßt nahezu 40 Bücher mit einer Gesamtauflage von über 1,4 Millionen. Die Philosophische Fakultät der Universität Göttingen verlieh ihm die Würde eines Ehrendoktors, die Stadt Berlin ihren Literatur- und Stuttgart den Volksdeutschen Schrifttumspreis. Das Südostdeutsche Kulturwerk widmete ihm 1953 den Südostdeutschen Literaturpreis.

Als nach dem Zweiten Weltkrieg zahlreiche Siebenbürger Sachsen nach Deutschland kamen, nahm sich Heinrich Zillich in aufopfernder Tätigkeit seiner Landsleute an. Durch unermüdliche Aufklärungsarbeit verbesserte er die Beziehungen zwischen Heimatvertriebenen und Einheimischen. Mehrere Jahre hindurch wirkte er im Evangelischen Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und war Mitbegründer ihrer Landsmannschaft in Deutschland, deren Mitglieder ihn bald zum Sprecher, dann zum Vorsitzenden und schließlich zum Ehrenvorsitzenden wählten.

Zillichs Einfluß bewirkte mit die von der Landsmannschaft vertretene Versöhnungspolitik gegenüber den Völkern Südosteuropas. Welche Achtung der Ju-

bilar auch dort genießt, beweist die Tatsache, daß der in diesem Jahr in Bonn akkreditierte Botschafter der Sozialistischen Republik Rumänien beim ersten Empfang, den er in der Bundesrepublik gab, Heinrich Zillich zu Gaste lud.

Kulturelle Ehrengabe

dod Gelsenkirchen — Die erste Ehrengabe des Allensteiner Kulturschaffens wurde dem Päpstlichen Geheimkämmerer, Monsignore Paul Kewitsch, geboren am 10. Juni 1909 in Allenstein, heute in Paderborn schaffend, verliehen. Zwanzig Jahre lang hat sich der Ausgezeichnete als Wahrer und Förderer, nicht nur des Allensteiner, sondern darüber hinaus ermländischen und ostpreussischen Kulturschaffens besondere Verdienste erworben. Neben der Erhaltung des Sprachgutes und der Aufzeichnung des Brauchtums förderte er vor allem das heutige Kulturschaffen des Allensteiner Kreises in aller Welt. Zwanzig Jahre lang gab er ununterbrochen den „Allensteiner Brief“, einen vorbildlichen Heimatbrief mit besonderer Berücksichtigung der kulturellen Anliegen der Heimat heraus, eine einzigartige Sammlung ihrer Art. Als Ehrengabe wird Msgr. Paul Kewitsch von den Allensteiner Kulturschaffenden anlässlich des diesjährigen Heimattreffens in der Paterstadt Gelsenkirchen eine Bronzeplastik „Maddonna mit Kind“ der bekannten ostdeutschen Bildhauerin Annemarie Suckow von Heydendorff überreicht werden.

Kulturelle Sommertage

dod Wiesbaden — Die kulturellen Sommertage 1968 des BdV-Landesverbandes Hessen finden vom 14. bis 17. Juni in der Heimhochvolksschule in Friedrichsdorf im Taunus statt. Im Mittelpunkt der Tagung steht der Vortrag eines Referenten des Auswärtigen Amtes über die kulturellen Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zu den Staaten Ostmitteleuropas. Oberregierungsrat Dr. Aschenbrenner aus dem Hessischen Kultusministerium spricht über die Verlagsarbeit der Heimatvertriebenen und Studiendirektor Dr. Eisenmeier über „Die Stellung Adalbert Stifters in der Weltliteratur“. Landtagsabgeordneter Rich. Hackenberg spricht zum Thema: „Die Heimatvertriebenen in Rundfunk und Fernsehen“. Prof. Dr. Gotthold Rohde behandelt das Thema: „Wie stellen wir uns ein Zusammenleben mit unseren slawischen Nachbarn vor“. Der siebenbürgische Schriftsteller und Dichter Dr. Dr. Heinrich Zillich wird seinen hessischen Freundeskreis mit Lesungen aus eigenen Werken erfreuen.

Deutscher Ostdienst, Bonn
24. Mai 1968

Siebenbürgische Zeitung

B 1756 D



Nr. 10

München, 31. Mai 1968

18. Jahrgang

Kulturpreis für Heinrich Zillich

Eine Abordnung der Landsmannschaft übermittelte dem Ehrenvorsitzenden die Glückwünsche

Eine Abordnung der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen unter der Führung des Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft in Deutschland, Erhard Plesch, und dem Bundesobmann der Landsmannschaft in Österreich, Dr. Oswald Teutsch, überreichte dem Ehrenvorsitzenden der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland Dr. rer. pol.

Dr. phil. h. c. Heinrich Zillich am 23. Mai 1968 in seinem Starnberger Helm zum 70. Geburtstag die nachfolgend wiedergegebene Urkunde. Sie dokumentiert die Verleihung des Kulturpreises der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen an den Jubilar und hat folgenden Wortlaut:

(Wappen)

URKUNDE

Die Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen verleiht dem großen Sohne des siebenbürgisch-sächsischen Volksstammes,

dem Gründer und langjährigen Schriftleiter der Kulturzeitschrift „Klingsor“, die zwischen den beiden Weltkriegen geistiger Kristallisationspunkt der jungen Generation war, dem Dichter und Schriftsteller, der durch sein Werk den Ruhm seines Stammes weit über die Grenzen des Heimatlandes hinausstrug,

dem stets aufrechten Manne, den das Vertrauen seiner Landsleute an die Spitze derer stellte, die fern der Heimat in schwerer Zeit am Aufbau Deutschlands wirkten, ihrem Ehrenvorsitzenden, dessen Leben und Denken allezeit den Menschen seines Stammes zugewendet war,

Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich

ihren Kulturpreis an seinem siebenzigsten Geburtstag.

München, den 23. Mai 1968

Erhard Plesch

Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland

Dr. Oswald Teutsch

Bundesobmann der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Österreich

Im Sinne dieser Urkunde würdige vor ihrer Überreichung Bundesvorsitzender Plesch die Verdienste des Ehrenvorsitzenden der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland, der 1952 zum 1. Vorsitzenden, 1957 zum 1. Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft in Deutschland gewählt wurde und von 1959 bis 1963 deren Sprecher war. Als Dr. Zillich am 17. November 1963 als Sprecher ab dankte, wurde er zum Ehrenvorsitzenden gewählt.

Aber auch schon vor 1952 war Dr. Heinrich Zillich als Sprecher der Landsmannschaft in Erscheinung getreten, so bei der 1950 im Beisein des Bundespräsidenten Prof. Heuss abge-

haltenen großen 800-Jahr-Feier der Siebenbürger Sachsen.

Ihm, dem heutigen Ehrenvorsitzenden, wurde 1957 als dem damaligen 1. Bundesvorsitzenden von Arbeits- und Sozial-Minister Heilmann in Düsseldorf im Rahmen einer erhebenden Feierstunde die Patenschaftsurkunde des Landes Nordrhein-Westfalen überreicht.

Auch der unvergeßlichen Ansprache zur Einweihungsfeier unserer Gedenkstätte in Dinkelsbühl im Vorjahr gedachte Plesch. — Der Bundesvorsitzende schloß seine Ausführungen mit herzlichen Wünschen und der Bitte an den Jubilar, der Gemeinschaft seine Mithilfe und die wirkende Kraft seiner Sprache auch hinkünftig zuzuwenden.

Erweiterung der Siebenbürger Siedlung

Aufruf der Landsmannschaft in Nordrhein-Westfalen

Die Siedlung „Siebenbürgisches Dorf“ in Drabenderhöhe wird erweitert.

Mit den Planungsarbeiten für die Erstellung von weiteren Nebenerwerbs- und Kleinsiedlerstellen wurde begonnen.

Unsere Landsleute werden aufgerufen, von der Möglichkeit Gebrauch zu machen, sich in einer traditionsbewußten siebenbürgisch-sächsischen Dorfgemeinschaft mit sicheren Zukunftsperspektiven von nahezu 300 Familien ein Eigenheim zu erwerben. Die Eigenheime können bei entsprechenden Voraussetzungen durch Landesmittel, sonst aber frei finanziert, in jedem Fall aber zu günstigen Bedingungen erworben werden.

Die Siedlung Drabenderhöhe ist ein Kleinod,

das dank der Hilfe unseres Patenlandes Nordrhein-Westfalen bekanntlich in einer schönen, waldreichen Landschaft, ähnlich der Siebenbürgens, erstanden ist.

Es bestehen in dieser nach modernsten Planungen angelegten Siedlung alle Voraussetzungen für ein gutes soziales landsmannschaftliches Zusammenleben. Insbesondere bestehen geradezu ideale Einrichtungen zum Nutzen kinderreicher Familien, für die unser neuer Kindergarten, eine neuzeitliche Schule, ein schönes Jugendheim sowie Spiel- und Sportplatz in gesunder Luft geschaffen wurden.

Interessenten mögen Ihre Anfragen richten an das Siedlungsreferat der Landesgruppe NRW, 5281 Drabenderhöhe, Altes Land Nr. 4.

Rumänien feierte de Gaulle

Die beiderseitigen Staatschefs für vertiefte Freundschaft beider Nationen

Der Besuch des französischen Staatspräsidenten General de Gaulle in Bukarest gestaltete sich zu einem Triumphzug.

Schon bei der Begrüßung auf dem Flugplatz war die Rede von der traditionellen Freundschaft der beiden Nationen. Die Bevölkerung bereitete dem Präsidenten einen überaus herzlichen Empfang. Auf Transparenten stand in Französisch und Rumänisch: „Lang lebe die rumänisch-französische Freundschaft.“ — Zwischen de Gaulle und Ceauşescu fanden Gespräche unter vier Augen statt.

Die Große Nationalversammlung in Bukarest beantwortete am 15. Mai de Gaulles Rede mit minutenlangen Ovationen. Die Nationen West-, Mittel- und Osteuropas — so sagte er — könnten die beröhlte und unfruchtbare Spaltung in zwei Blöcke nur durch Entspannung, durch Verständigung und Zusammenarbeit überwinden. Dann werde auch eine Lage entstehen, in der die eigenen Probleme, darunter die Deutschlandfrage, gelöst werden können. Eine umfassende Änderung der gegenwärtigen

(Schluß auf Seite 2, Spalte 1 unten)



Heimstätte unserer Gedenkbücher in Dinkelsbühl

Gedanken, die vor zwei Jahren Träumen glichen, haben sich für uns erfüllt. Am Heimattag des Vorjahres konnten wir unsere Gedenkstätte einweihen, und diesmal ruft uns die „Glocke der Heimat“ von unserem Turm nach Dinkelsbühl.

Selbst das Endziel unserer Gesamtplanung — nach der Erfassung unserer Kriegstoten, die Gedenkbücher in einem Ehrenraum unterzubringen — fand vorzeitig eine Verwirklichung, die unsere künftigen Erwartungen übertrifft.

Durch den Erwerb des unter Denkmalschutz stehenden, mittelalterlichen Hauses neben dem Segringer Tor, sind wir Siebenbürger aus Gästen zu Bürgern der uns heimatnahen Stadt Dinkelsbühl geworden!

In diesem schönen Fachwerkbau, dessen Dachstuhl und Fassaden fachmännisch renoviert wurden, finden unsere Gedenkbücher ihre Heimstatt. Der in den letzten Monaten durch den Architekten Franz Letz würdig ausgestaltete Ehrenraum wird bereits zu Pfingsten zur Besichtigung freigegeben. Dagegen kann der Ausbau der beiden oberen Stockwerke des Hauses erst in den nächsten Jahren erfolgen.

Auch den fertiggestellten Ehrenraum können wir seiner endgültigen Zweckbestimmung erst zuführen, wenn die Aktion zur Erfassung unserer Kriegstoten soweit fortgeschritten ist, daß die Eintragungen in die Gedenkbücher, nach Heimatorten und Kreisen geordnet, vorgenommen werden können.

Die einmalige, vorbildliche Opferbereitschaft unserer Landsleute, die die Errichtung der Gesamtanlage der Gedenkstätte ermöglicht hat, verpflichtet uns dazu, auch die schwerste der uns gestellten Aufgaben zu bewältigen:

die Erfassung der Namen und Daten unserer lieben Toten!

In einem Jahr ist es uns gelungen, 5000 Einzelschicksale zu klären, während die Verluste der beiden Weltkriege und Nachkriegsjahre schätzungsweise 15000 Männer, Frauen und Kinder umfassen.

Dieses Gesamtschicksal zu klären ist eine Aufgabe der einstigen Heimatgemeinschaften, Nachbarschaften und Vereine und muß zum Herzanliegen jedes einzelnen Siebenbürger Sachsen werden.

Denn selbst den bescheidensten Dank können wir denen, die für uns ihr Leben gaben, nur abstaten, wenn wir jeden unserer Kriegstoten namentlich in den Gedenkbüchern und damit für immer ehren!



Die Glocke der Heimat ruft uns nach Dinkelsbühl!



Heinrich Zillich - 70 Jahre alt

Grußworte an den Schriftsteller von J. Gassner

Die Zahl trägt; denn Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich strahlt die Jahre Lügen: wesentlich jünger als der Kalender es anzeigt, sieht der rüstige, äußerst vitale, schaffensfreudige, am 23. Mai 1898 in Kronstadt geborene Schriftsteller aus, über den sein enger Landsmann, der Universitätsprofessor Dr. Dr. h. c. Karl Kurt Klein, in seiner Festansprache anlässlich des 60. Geburtstages des Dichters sagte: „Zu der Zeit, als Zillich in Kronstadt und Brenndorf zum Dichter heranwuchs, hätte niemand es für möglich gehalten, der karge Boden Siebenbürgens werde jemals geistige Schöpferkräfte von solchem Rang entbinden...“ Und Heinrich Zillich gehört zweifellos unter jene Dichter, die — nach Herder — immer aber und überall nur ein Gott geben kann.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, das umfangreiche dichterische Schaffen Heinrich Zillichs zu analysieren; das haben bereits Berufener getan. Einblick in sein Schaffen gewährt der beigefügte Hinweis auf seine Veröffentlichung; eine recht stattliche Reihe.

Heinrich Zillich, dessen dichterische Ausstrahlungskraft schon in den zwanziger Jahren die Grenzen seiner engeren Heimat durchbrach und in den Raum vordrang, in dem verschiedene Völker nach dem Zusammenbruch der Österreich-Ungarischen Monarchie um einen neuen nationalen, sozialen und geistigen Standort rangen, gehört allen, die im friedlichen Zusammenleben ihre schöpferischen Kräfte in den Dienst einer Idee stellten, die trotz ihrer Bezogenheit auf das Nationale im Grunde genommen europäisch war; aus den nationalen Zellen der Kleinstaaten hätte sich eine größere Einheit entwickeln können, in der das Neben- und Miteinanderleben der Völker in Südosteuropa durch Interessenausgleich möglich gewesen wäre, wenn der tolerante Nationalismus nicht von einem militanten Chauvinismus abgelöst worden wäre, der letzten Endes die jungen Völker in die Katastrophe führte. In Zillichs Werken findet man manche Antwort auf Probleme, die auch heute wieder aktuell geworden sind.

Durch die schriftstellerische und publizistische Tätigkeit Zillichs wurde auch die kulturelle Entwicklung der Banater Schwaben beeinflusst. Die junge schwäbische Dichtergeneration fand in Zillich einen selbstlosen Förderer.

Es war in den dreißiger Jahren: Der Festsaal der Temeschburger „Banatia“ war bis auf den letzten Platz besetzt: Studenten, Schüler und alle, die in der national so polyglotten Stadt Interesse für deutsche kulturelle Veranstaltungen hatten, waren anwesend; der siebenbürgisch-sächsische Schriftsteller Heinrich Zillich las aus seinen Werken. Seine glänzend redigierte Kulturzeitschrift „Klingsor“, die besonders bei der jungen, im Krieg zu ihrem Volkstum zurückgefundenen Frontgeneration und der bereits in deutschen Schulen herangewachsenen jungen Schwäbischen Intelligenz starken Anklang fand, hatte ihn bekannt gemacht. Und der Abend war ein durchschlagender Erfolg: das Publikum kam auf seine Rechnung und der Schriftsteller wurde stürmisch gefeiert. Nicht nur was er vortrug, machte ihn sympathisch, sondern auch wie er es tat: man spürte, daß hier ein deutscher Dichter, der Sprache im edelsten Sinne des Wortes verhaftet, Inhalt und Form zu künstlerischer Einheit fügte: die

ationale Stammesverbundenheit klang so natürlich wie sein Respekt vor dem Lebensrecht der Völker, in deren Mitte Siebenbürger Sachsen achthundert Jahre lang lebten. Und so führte auch der weitere Weg Zillich in eine größere Gemeinschaft, ohne seine Grundhaltung freilich zu ändern; sein Beitrag als Auslandsdeutscher zur binnendeutschen Kulturleistung ist auch dann überragend, wenn die heute in der Bundesrepublik etablierten Literaturmanipulanten sich weigern, ihn zur Kenntnis zu nehmen.

Aus einer Skizze Dr. Zillichs: „Heimat und Ahnen“ erfahren wir, daß sein Großvater väterlicherseits in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus der stattlichen Banater Großgemeinde Warjasch nach Kronstadt zugewandert ist und im Sachsentum aufging. Sein Warjascher Urahn kam während der thesesianischen Ansiedlung aus dem Trier'schen ins Banat. So führt Zillichs Ahnenreihe nicht allein über sächsische Mütter und Großeltern, sondern auch über diese, die schwäbische Linie, ins Moselfränkische, die Stammheimat der Siebenbürger Sachsen. „Dergestalt“ — sagte Prof. Dr. Karl Kurt Klein in seiner bereits eingangs erwähnten Festrede — „finden sich die Grundelemente des blutlichen und geistigen Erbes, die uns in Zil-

wurde Dr. Zillich zu einem Empfang bei der Rumänischen Botschaft in Bonn eingeladen und seine aus der Zeit des „Klingsor“, an dem auch Rumänen, Ungarn und Juden mitarbeiteten, stammenden freundschaftlichen Beziehungen in neue Sicht gerückt. Selbstachtung und nationale Würde stehen einer wahrhaften Völkerversöhnung keinesfalls im Wege. Für Dr. Zillich sind beide Begriffe selbstverständlich.

Dr. Zillich machte den ersten Weltkrieg bei den Tiroler Kaiserjägern bis zum Ende mit und rüstete als Leutnant ab; im zweiten brachte er es bis zum Hauptmann. Nach dem Krieg nahm er sich des Schicksals seiner heimatvertriebenen Landsleute an, wurde zu ihrem Sprecher und Ehrenvorsitzenden. In den verschiedenen Flüchtlingsgremien arbeitete er auch mit den Vertretern der Donauschwaben zusammen, mit den Banatern besonders in der Frage der Familienzusammenführung. Als begehrter Redner und Vortragender fand er stets ein begeistertes Publikum.

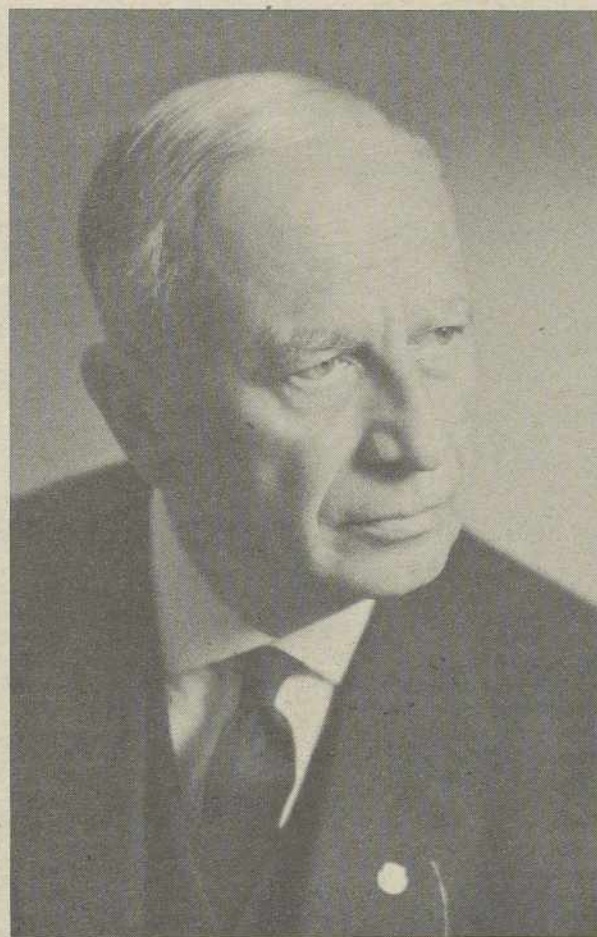
Es würde zu weit führen, wollte man über alle Phasen seines schöpferischen, stets das Wohl seines Volkes im Auge behaltende Tätigkeitsberichts. Es sei nur noch vermerkt, daß er dem Vorstand des Südostdeutschen Kulturwerkes angehört und die von diesem herausgegebenen „Südostdeutschen Vierteljahrsblätter“ leitet. Unter seiner Leitung machten sie eine erfreuliche Entwicklung durch: sie erhielten Profil, erreichten ein Niveau, das jedem Vergleich mit einschlägigen Publikationen der Heimatvertriebenen standhält, und ihre Bezieherzahl stieg auf das Vierfache an, was immerhin als eine recht beachtliche Leistung erscheinen muß.

Das Interesse Dr. Zillichs für die Banater Schwaben war stets reger: In seinem vorzüglich redigierten „Klingsor“ kamen auch Banater Schriftsteller wie Otto Alscher und andere zu Wort und die junge Banater Dichter- und Schriftstellergeneration fand dort eine literarische Heimstätte. Anlässlich der

Adam-Müller-Guttenbrunn-Gedenkfeier im Jahre 1952 in Flensburg hielt Heinrich Zillich die Festrede: eine treffendere Charakterisierung unseres Heimatdichters und seines Werkes gibt es kaum. Und im Februar 1930 erschien in der „Kronstädter Zeitung“ aus der Feder des jungen Zillich im Zusammenhang mit der „Jungschwäbischen Bewegung“, die von der jungen schwäbischen Frontgeneration eingeleitet wurde, ein Aufsatz, der damals im Banat großes Aufsehen erregte. In dem Artikel heißt es u. a.: „Wir dürfen also die durch die Gründung des „Jungschwäbischen Klubs“ außerordentlich angeregte Diskussion der Banater Schwaben begrüßen als einen Beweis dafür, daß sich das Nationalbewußtsein des Volkes regt und zur Klärung drängt. Nicht ohne Neid sehen wir, daß hier die von der politischen Führung abweichenden Meinungen offen geäußert werden, mögen dabei auch Taktlosigkeiten auf beiden Seiten unterlaufen. Die freie Diskussion hat unschätzbaren Wert...“ Und die freie Diskussion blieb auch später ein integrierender Teil seiner politischen Maxime ohne das Wort Demokratie ständig zu strapazieren, wie es bei unseren „Neodemokraten“ der Fall ist.

Und wenn Dr. Zillich in Freundeskreisen von seinem Besuch in dem Geburtsort seines Großvaters in Warjasch erzählt, über den festlichen Empfang, die Trachtengruppen, die üppige Bewirtung, die Liebe, die man ihm entgegenbrachte, so glaubt man doch auch in dem „Glockenschall, der über das Burzenland lüftet“, einen leisen Klang der heimatlichen Banater Glocken mitschwingen zu hören...

Und so gilt auch unser Gruß anlässlich des 70. Wiegenfestes Dr. Zillichs, dem bedeutenden siebenbürgisch-sächsischen Dichter, dem vornehmen und doch so lebenswürdigen Menschen, dem mutigen Deutschen, dem selbst das wütende Toben geschäftstüchtiger literarischer Cliquen das Rückgrat nicht brechen konnte, und dem politisch interessierten, seinem Volkstum verbundenen und hilfsbereiten Europäer, der bereits zu einer Zeit die versöhnenden geistigen Kontakte mit den mitwohnenden Völkern pflegte, als es noch nicht „große Mode“ war. Das Schicksal möge Heinrich Zillich noch recht viele Jahre des Schaffens gönnen, um sein Werk zu vollenden. Das wünschen ihm seine donauschwäbischen Freunde und die vielen Donauschwaben, die sich zu ihm und seinen Werken dankbar bekennen.



Heinrich Zillich

Die wichtigsten Bücher Dr. Zillichs

Gesamtauflage: 1 Million 350 Tausend

Unter den 32 Büchern, die Heinrich Zillich veröffentlicht hat (Gesamtauflage 1 300 000), sind die wichtigsten: Gedichte: Komme was will; Novellen und Erzählungen: Attilas Ende, 1923, Neufassung 1954 — Wälder und Laternenschein, 1923, Neufassung 1944 — Der Zigeuner, 1939 — Der baltische Graf, 1938 — Gesamtausgabe der Novellen: 1. Band: Die Schicksalsstunde, 2. Band: Sturm des Lebens, 1956; Romane: Zwischen Grenzen und Zeiten, 1936 — Der Weizenstraß, 1938 — Grünk oder das große Lachen, 1949 — Der Sprung im Ring, 1953; Geschichten: Flausen und Flunkereien, 1926, stark vermehrte Neufassung 1955; Sonstiges: Kronstadt, eine Schilderung, 1925 — Der Schicksalsweg der Siebenbürger Sachsen, 1950 — Krippe-Lore und der Feuermann, eine Kindergeschichte, Neufassung mit Zeichnungen von Susanne Zillich, 1954 — Siebenbürgen, ein abendländisches Schicksal, Blaues Buch, 1957. Mehrere dieser Werke kamen auch in Übersetzungen heraus.

Von H. Zillich wurden außerdem herausgegeben: die Siebenbürgische

Zeitschrift „Klingsor“ (1924—1939) und verschiedene Sammelbände, unter anderem „Wir Siebenbürger, ein Hausbuch“, 1949, „Bekenntnis zu Josef Weinheber, Erinnerungen seiner Freunde“, 1950 — „Den Gefallenen, ein Buch des Gedenkens, mit einem Vorwort des Bundespräsidenten Th. Heuss“, 1952 — „Siebenbürgisch-sächsische Heimatbibel für jung und alt“, 1957.

Literarische Ehrungen: jeweils der 1. Preis in den literarischen Preisausschreiben des Neuen Ziels, Kronstadt, 1919, der Zeitschrift „Simplicissimus“, München, 1926, der Zeitschrift „Die neue Linie“, Berlin, 1932 und auch 1934; Rumänischer Orden „Bene Merenti“, 1. Kl. 1931; Literaturpreis 1936 der Reichshauptstadt Berlin (für den Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“); Volksdeutscher Schrifttumspreis des Deutschen Auslandsinstitutes Stuttgart, 1937 (ebenfalls für „Zwischen Grenzen und Zeiten“); Ehrendoktorat der Philosophie, Göttingen, 1937 (für „Zwischen Grenzen und Zeiten“); Südostdeutscher Literaturpreis, München, 1953 (fürs Gesamtschaffen).

Rumänien behindert noch immer die Familienzusammenführung

Seit über zwanzig Jahren warten in Rumänien noch Menschen deutscher Sprache auf die Familienzusammenführung. Die unglückselige Situation, in der diese Menschen seit über zwei Jahrzehnten leben, sollen einige Originalschilderungen zeigen.

„Georg Seiferth ist seit Kriegsende in Deutschland. Er hat sechs Kinder, die mit ihrer schwerkranken Mutter in Rumänien geblieben sind. Die Familie hat schon 1946 um die Ausreise angesucht, aber diese bis zum heutigen Tag noch nicht bekommen. Inzwischen haben die drei ältesten Kinder geheiratet und leben in Brenndorf und in Honigberg bei Kronstadt. Mit den drei kleineren Kindern war die Mutter in Schäßburg. Inzwischen ist sie an Leukämie gestorben. Die drei Kinder blieben allein. Der Vater hat alles mögliche unternommen, um die drei Kinder herauszubringen, aber es war vergeblich.“

„Josef Bader aus Lugosch verlor im Kriege das Augenlicht und den rechten Arm. Seine Frau wurde im Februar 1945 trotz ihren zwei kleinen Kindern, die drei Jahre beziehungsweise vier Monate alt waren, nach Rußland gebracht, wo sie im Bergwerk bei Stalino arbeitete. Im Jahre 1949 wurde die Frau wegen Krankheit entlassen, aber nicht nach Rumänien zu ihren Kindern, sondern in die Sowjetzone Deutschlands. Dort erfuhr sie über ihre Eltern in der Heimat, daß ihre Kinder in Österreich lebten, und fuhr in der Nacht über die Grenze nach Westdeutschland. Aber nach einem halben Jahr durfte sie nicht nach Österreich zu ihrem Mann, sondern auch die Mutter mußte für ihre zwei Töchter den Vater des Josef Bader verlassen. Die Kinder mußten aus der Familie heraus. So sind die drei Kinder beziehungsweise ihre Eltern in Deutschland, aber die Mutter ist in Rumänien.“

„Nach dem Kriege wurde der als Kranker in die Bundesrepublik kam nach

Kriegsgefangenschaft zu ihr. Ihre Eltern und zwei jüngere Schwäger lebten in Hermannstadt. Die Mutter von den wiederholten schlägigen Bescheiden ihre Ausreise zu verhindern nach Deutschland, die Vater im Jahre 1959. Die Mutter wurde reise, zwei rumänischen Frauen gesprochen, die Frau mußten in ihr durch die Räume Familien gehen. Bei Rumänen gehen nicht mehr auf, ter blieb allein und starb im kurz nach Deutschland.

Aus dem dessen d im West Tochter in Rum den; ne T lung m se

Liebe Mutter, tausend Meilen

Von Heinrich Zillich

Liebe Mutter, tausend Meilen trennen mich von dir. Selig würdest du sie gehen, ließ man dich zu mir. Glücklich wollt ich dich empfangen, wär die Straße frei. Mauern ohne Tor und Riegel schneiden sie entzwei. Keine Furt ist uns geöffnet. Sechzehn Jahre schnurrt vergebens deine Liebe fernher nach dem Sohn.

Sechzehn Jahre sind verdämmert, seit wir uns gesehn. Und ich schau dich immer noch am Gartenzaun stehn abschiedsstumm, nur Vater winkte: komm bald wieder her! Ach, ich wollte kommen, Mutter, doch ich konnt's nicht mehr. Als du ihm die Augen schloßest, war ich nicht dein Stab. Russischer Soldaten Marschlärm schwang ums offne Grab.

Hast nicht Garten, hast nicht Haus mehr, nur ein fremdes Dach. Irgendwo am Dorfrand schöpfst du Wasser aus dem Bach, schleppst, und bist so alt und krank, vom Wald noch Holz zum Herd. Hilft dir jemand, Gott belohn ihn. Mir ist es verwehrt. Bis den Weltgebiern Mitleid nützlich wird im Spiel, gehn die Jahre. Mutter, Jahre hast du nicht mehr viel.

Deine jüngsten Enkelbuben, oh du kennst sie nicht, und auch nicht der Urkinderkel rosenweiche Gesicht. Warme Stuben, rings der Garten, so wie einst daheim, kämst du nur, hier hast du's wieder und wärst nicht allein. Wie durch Gitter blickt dein Auge tränenmüde und blau weltentfernt herüber, Mutter, arme, arme Frau!

**Lübke beglückwünschte
Heinrich Zillich**

Von den vielen Glückwunschbotschaften bedeutender Persönlichkeiten und kultureller Institutionen des In- und Auslandes, die Dr. Dr. h.c. Heinrich Zillich als bedeutendem deutschen Dichter und als Ehrenvorsitzendem der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland zu seinem 70. Geburtstag zuzugingen, sei die Depesche des deutschen Staatsoberhauptes hier wiedergegeben. Sie lautete: „Wenn Sie am heutigen Tag auf den Ertrag eines 70jährigen Lebens zurückblicken, so werden Ihnen das Vertrauen und die Achtung, die Sie sich als Schriftsteller im In- und Ausland erworben haben, als schönster Lohn Ihres künstlerischen Schaffens erscheinen. Ihr schriftstellerisches Werk ist durch Ihre siebenbürgische Heimat geprägt. Als langjähriger Redakteur der Zeitschrift „Klingsor“ und als Schriftsteller haben Sie Zeugnis von der kulturschöpferischen Kraft des Deutschtums im südosteuropäischen Raum abgelegt. Immer aber war Ihr Wirken auf Ausgleich und Verständigung zwischen Deutschen und Rumänen angelegt. Meine herzlichen Glückwünsche zum 70. Geburtstag verbinde ich mit guten Wünschen für Gesundheit und Schaffenskraft.“

1968
"Der Südostdeutsche", München 15.7.